

## Über Annahmen.

(Ein kritischer Beitrag zur Psychologie,  
namentlich der deskriptiven.)

Von

A. MARTY.

### Inhaltsverzeichnis.

Einleitung: Absicht und Disposition der folgenden Untersuchung (S. 2).

- § 1. Vieldeutigkeit des Terminus „Annahme“ (S. 3).
- § 2. Das Prinzip der Klassifikation der psychischen Phänomene bei MEINONG dasselbe wie bei BRENTANO, ARISTOTELES u. a. (S. 4).
- § 3. Andeutung über den Umfang der neu von ihm statuierten Klasse der „Annahmen“ (S. 4);
- § 4. und über die Charakter derselben. Sie sollen ein Mittelding zwischen Vorstellen und Urteilen sein. — Der Weg zur Prüfung dieses Novums (S. 5).

#### I. Abschnitt.

Prüfung der vorgängigen Wahrscheinlichkeit der Lehre von den „Annahmen“,

- § 1. Es ist weder annehmbar, daß „Annahmen“ und Urteile verschiedene Gattungen psychischen Verhaltens bilden (S. 6);
- § 2. noch, daß sie Spezies einer Gattung seien. Denn es fehlt die innere Differenz. Die Überzeugtheit und ihr Mangel kann es nicht sein (S. 8).
- § 3. Nähere Erörterung der Bedeutungen des Terminus „Überzeugung“ und „Überzeugungsgrade“ (S. 10).
- § 4. Verlegenheit MEINONGS, einen positiven Charakterzug anzugeben, der seine Gesamtklasse „Denken“ (d. h. die Gruppe der „Annahmen“ und Urteile) von dem Vorstellen unterscheidet (S. 15).
- § 5. Schwierigkeit zu sagen, wie sich die „Annahmen“ hinsichtlich Evidenz und Blindheit verhalten (S. 17);
- § 6. ebenso, wie hinsichtlich des apodiktischen und assertorischen Charakters (S. 19).
- § 7. Können strikte entgegengesetzte Affirmationen und Negationen zugleich in uns sein (S. 20)?
- § 8. Bedenklichkeit der Stellung, welche die „Annahmen“, im Gegensatz zu den Urteilen, den Vorstellungen gegenüber einnehmen sollen (S. 23).

- § 9. Bedenklichkeit der „Schein- oder Phantasiegefühle“ und der „Schein- oder Phantasiebegehrungen“ usw., welche MEINONG als Analogon zu den „Annahmen“ (als „Scheinurteilen“) statuiert (S. 25).

## II. Abschnitt.

### Unnötigkeit der Hypothese einer besonderen Klasse der „Annahmen“.

- § 10. Die negativen Begriffe brauchen nicht, wie MEINONG glaubt, als „Annahmen“ gefasst zu werden. Innere Bedenken gegen diese Auffassung (S. 28).
- § 11. Ebenso wenig verlangt, was MEINONG die „Gegenständlichkeit der negativen Urteile“ nennt, die Beteiligung von „Annahmen“ (S. 34);
- § 12. noch die Bildung der Vorstellungen von Kontradiktorischem und Konträrem und überhaupt Unanschaulichem. Innere Bedenklichkeit der MEINONGschen Deutung dieser Vorgänge (S. 39).
- § 13. Auch die Vergegenwärtigung oder das sog. „Nachbilden“ fremder Urteile verlangt keine „Annahmen“ (S. 41).
- § 14. Von den sog. expliziten „Annahmen“ MEINONGS und den „Annahmeschlüssen“. Wahre Natur der Phänomene (S. 44).
- § 15. Von den „Annahmen“ in Spiel und Kunst. Richtige Deutung dieser Tatsachen (S. 47).

## Einleitung.

Indem ich mir in meinen demnächst erscheinenden „Beiträgen zur allgemeinen Grammatik und Sprachphilosophie“ zur Aufgabe machte, die fundamentalen Probleme der deskriptiven Bedeutungslehre zur Behandlung zu bringen, war ich naturgemäß darauf geführt, mir auch die Frage zu stellen, wie viele und welche fundamentalen Klassen psychischer Tätigkeiten es gibt, die unsere Sprachmittel auszudrücken und im Hörer zu erwecken berufen sind.

Ich vertrete dort die Ansicht, daß es drei solcher Klassen gebe, die der Vorstellungen, der Urteile (des „Anerkennens“ und „Verwerfens“) und des Interessenehmens (des „Liebens und Hassens“ — BRENTANO), welche in einer Dreizahl fundamental verschiedener selbstbedeutender sprachlicher Formeln (den Vorstellungssuggestiven insbesondere den Namen, den Aussagen und den interesseheischenden Äußerungen oder Emotiven) zum Ausdruck kommen. Ich befinde mich also hier im Gegensatz nicht bloß zu der Meinung, die man häufig hört, als ob die wesentliche Leistung aller Worte und Sätze darin bestände, Vorstellungen und „Vorstellungsgruppen“ auszudrücken, sondern auch zu den Theorien, welche zwar nicht alle in der Sprache

geäußerten psychischen Tätigkeiten in Vorstellungen auflösen wollen, aber doch eine andere Scheidung der Grundklassen als die von uns oben erwähnte für richtig halten. Unter diesen letzteren Klassifikationsversuchen begegnet uns auch einer von A. MEINONG, welcher zwar, wie BRENTANO und ich, das Vorstellen und Urteilen für wesentlich verschieden hält, aber hinzufügen zu müssen glaubt, nicht bloß sei das Urteilen weit davon entfernt, selbst ein Vorstellen zu sein, sondern es „grenze an das Gebiet des Vorstellens nicht einmal an“<sup>1</sup>, vielmehr sei es von diesem Gebiete noch durch eine Gruppe gleichsam zwischenliegender Tatsachen getrennt, durch die Klasse der „Annahmen“.<sup>2</sup> In meiner oben erwähnten Arbeit gestattete mir der Raum nicht, eingehend bei der Prüfung dieser von MEINONG statuierten Zwischenklasse zu verweilen, und so entschloß ich mich, diesem Geschäfte eine besondere Abhandlung zu widmen, auf die in meinem Buche nur verwiesen wird. Die folgenden Ausführungen sollen der Aufgabe gewidmet sein.

§ 1. Der Name „Annahme“ wird bekanntlich — auch MEINONG weist darauf hin — vieldeutig gebraucht, und nicht alles, was gemeinhin so genannt wird, sondern nur ein Teil dessen soll nach ihm so beschaffen sein, daß es weder als ein bloßes Vorstellen noch als ein Urteilen sondern als ein Mittel Ding zwischen beiden zu bezeichnen sei, das von den Psychologen bisher in dieser Eigenart verkannt worden wäre.

Man gebraucht „annehmen“ im Sinne von: der Ansicht eines anderen zustimmen oder beipflichten, sie billigen; wenn dies auch auf zureichende Gründe hin geschieht. Dies ist natürlich nicht dasjenige, dem MEINONG eine Mittelstellung zwischen Vorstellen und Urteilen anweisen möchte. Es ist ja auch offenkundig nichts anderes als ein Urteilen.

Dasselbe gilt aber, wenn man sagt, daß einer etwas „annehme“, wenn er es ohne zureichende Vernunftgründe, mehr oder weniger blind, glaubt, insbesondere wenn er sich vom Willen zum Fürwahrhalten bestimmen läßt, weil es ihm lieber

---

<sup>1</sup> Das hatte freilich auch BRENTANO nicht gelehrt. Was verschiedenen Gattungen angehört, kann nicht aneinander grenzen. Auch kann nicht eigentlich etwas dazwischen liegen, wodurch der Abstand noch größer würde.

<sup>2</sup> „Über Annahmen“ von A. MEINONG. Erg.-Bd. II dieser Zeitschrift.

ist, die Sache so als so anzusehen oder er es für geboten hält, daran zu glauben.

Auch dies ist nicht dasjenige, wofür MEINONG seine neue Klasse statuieren zu müssen meint.

Man spricht aber endlich auch von „Annahmen“ in Fällen, wo damit kein Glauben oder Überzeugtsein gemeint ist, weder ein begründetes noch ein blindes, wie wenn ich sage „Angenommen, aber nicht zugegeben, die Zeit besitze ein gewisses Krümmungsmaß“ usw. oder „Nehmen wir an, Napoleon der Große lebte noch usf.“ kurz, wo wir etwas fingieren, etwa um Konsequenzen daraus zu ziehen. Hier glaubt MEINONG eine Klasse psychischer Tätigkeiten vor sich zu haben, deren charakteristische Eigentümlichkeit bisher übersehen worden sei.

§ 2. Was den Gesichtspunkt betrifft, von dem er bei seiner Klassenbildung ausgeht, so ist es im übrigen derjenige, den BRENTANO zuerst mit voller Schärfe geltend gemacht hat, der aber — nur ohne klar ausgesprochen zu werden — schon ARISTOTELES bei seiner Zweiteilung alles psychischen Verhaltens in *νοῦς* und *ὁρεξις*, und auch den Späteren wieder bei ihrer Dreiteilung: Denken, Fühlen und Wollen, vorschwebte. Es ist der Gesichtspunkt der tiefergehenden Übereinstimmung und Verschiedenheit in der Weise der intentionalen Beziehung zum Objekte, die bei den verschiedenen psychischen Tätigkeiten gegeben ist. Von diesem Klassifikationsprinzip aus betrachtet, meint MEINONG, erweise sich unser psychisches Verhalten, wenn wir eine „Annahme“ im zuletzt erwähnten Sinne machen, d. h. wenn wir etwas so behandeln, als ob wir es glaubten, um die Konsequenzen daraus zu ziehen, weder als ein bloßes Vorstellen noch auch als ein Urteilen sondern es könne, wie schon gesagt, nur als ein Mittelding zwischen beide eingeordnet werden.

§ 3. Weiterhin findet er dann aber, daß außer den eben erwähnten noch eine ganze Anzahl anderer Vorgänge, die gewöhnlich für Vorstellungen gehalten werden und die sonst niemand „Annahmen“ nennt, in Wahrheit dieser von ihm statuierten neuen Klasse angehören. So soll z. B., wenn einer sich vergegenwärtigt, was ich urteile, ohne daß er es doch selbst glaubt, dieser sein Gedanke eine Annahme sein. Ebenso der Gedanke des Fragenden, so weit es sich um die Vergegenwärtigung dessen handelt, was der Fragende zu wissen verlangt.



Weiter auch die Gedanken desjenigen, der ein Märchen erzählt oder die Erzählung anhört und versteht ohne an den Inhalt zu glauben usw.

Und auf den naheliegenden Einwurf, daß es gegen allen Sprachgebrauch sei, auch diese intellektuellen Zustände „Annahmen“ zu heißen, wird MEINONG ohne Zweifel erwidern, es sei hier ein Fall gegeben, wo die Bedeutungsänderung bei einem üblichen Namen wohl erlaubt, ja wissenschaftlich geboten sei, da sie im Interesse einer richtigen Klassifikation und zweckmäßigen Nomenklatur für die Erscheinungen liege. Alle die Gedanken, die er als „Annahmen“ bezeichne, bildeten eine natürliche Klasse und würden darum auch billig mit demselben Namen belegt. Als solcher aber biete sich am passendsten derjenige der „Annahmen“, welcher üblicherweise bereits auf einen Teil des Umfanges der neuen Klasse angewendet werde. Es sei nur angemessen, ihn auf den ganzen Bereich jener innerlich verwandten Erscheinungen auszudehnen.

Offenbar kommt hier alles darauf an, ob diese von MEINONG supponierte Klasse wirklich existiert.

§ 4. Wie schon angedeutet, sollen die „Annahmen“ ein Mittelding bilden zwischen dem Vorstellen und dem Urteilen. Zum letzteren gehört, so meint der Autor, wesentlich, daß das betreffende psychische Verhalten nicht bloß den Charakter eines Anerkennens oder Verwerfens sondern auch den des Überzeugtseins habe. Nun aber gebe es Fälle, wo wir etwas anerkennen oder verwerfen, ohne davon überzeugt zu sein, wie wenn wir z. B. fingieren, daß die Buren gesiegt hätten usw. Somit könne es sich dabei nicht um ein Urteilen handeln. Andererseits aber liege offenbar auch kein bloßes Vorstellen vor. Denn bei einem solchen sei kein Anerkennen oder Leugnen gegeben. Es handle sich eben vielmehr um etwas, was eine Mittelstellung zwischen beiden einnehme.

Die Versuche, diese „Urteile ohne Überzeugung“ oder „Scheinurteile“ für wirkliche Urteile zu halten, seien nicht ernst. Weil man doch offenkundig etwas in dieser Weise annehmen könne, wovon man das Gegenteil glaube oder wisse, was ja dann involvierte, daß man zugleich Entgegengesetztes urteilte.

Eher sei man versucht, den Vorgang für ein bloßes Vorstellen zu nehmen, wie er es selbst früher getan habe. Indessen lägen dringende Beweise für die Unmöglichkeit auch dieses Aus-

wegs vor, namentlich in dem Hinweis auf die negativen Annahmen. Die Negation sei niemals Sache des Vorstellens. Wo sich daher eine Negation vorfinde, dort sei der Bereich des bloßen Vorstellens ganz gewiß überschritten. Nicht bloß der Charakter der Überzeugtheit sondern auch der Gegensatz zwischen Affirmation und Negation „mache eine wesentlich vorstellungsfremde Tatsache aus“.

Und neben den eben erwähnten Erscheinungen in unserem psychischen Leben, die — wie der Autor meint — sich offenkundig nicht ohne Annahme eines Zwischengebietes zwischen Vorstellen und Urteilen von der Art wie seine „Urteile ohne Überzeugung“ erklären lassen, soll es, wie schon angedeutet wurde, nach ihm noch eine Reihe anderer geben, die sich wenigstens am natürlichsten als Phänomene dieser Art begreifen würden.

Ob dem wirklich so sei, ist hier zu untersuchen, und ich glaube, wir werden uns dabei überzeugen, daß keine der Tatsachen, auch die, welche etwa auf den ersten Blick am meisten für die Unentbehrlichkeit der neuen Lehre zu sprechen scheinen, wirklich von der Art ist, sondern daß sie sich ebensogut, wo nicht besser, ohne sie deuten lassen.

Aber nicht bloß ist der Erklärungswert der fraglichen Theorie nicht ein solcher, der die Wagschale für sie zum Sinken zu bringen vermöchte, sie leidet auch an vorgängiger starker Unwahrscheinlichkeit ja Unmöglichkeit. Und naturgemäß fassen wir vorab diese Seite der Frage ins Auge und führen uns also zuerst einige der Schwierigkeiten vor, die meines Erachtens von vornherein dahin drängen, nach einer anderen Erklärung für die in Rede stehenden Tatsachen zu suchen als die der MEINONGSchen „Annahmen“, weil diese an innerer Improbabilität leidet.

#### I. Abschnitt.

### **Prüfung der vorgängigen Wahrscheinlichkeit der Lehre von den „Annahmen“.**

§ 1. Vor allem erregt mir hier die Stellung, welche den „Annahmen“ einerseits zum Vorstellen, andererseits zum Urteilen zukommen soll, schwere Bedenken und MEINONG zeigt selbst in seinen bezüglichen Schilderungen ein gewisses Schwanken. Eines teils wird uns ja gesagt, zwischen den „Annahmen“ und Urteilen sei eine engere Verwandtschaft als zwischen jenen und

den Vorstellungen, und die Annahmen seien den Erkenntnissen und Urteilen „ähnlich genug um sie vertreten zu können“. Anderenteils aber nennt MEINONG sie auch wieder blofs „Scheinurteile“, da ihnen das Wesentliche des Urteils (der „Überzeugungs“charakter) fehle und hörten wir vorhin auch schon, die Versuchung, sie für wirkliche Urteile zu halten, sei nicht grofs; naheliegender sei die, das „Annehmen“ als ein blofses Vorstellen zu fassen. Doch wir müssen gegenüber diesen Angaben nicht blofs auf völlig harmonische sondern auch auf exaktere und tiefergreifende Aufschlüsse dringen. Haben wir es, das scheint mir die Kardinalfrage, bei Annahmen und Urteilen mit zwei verschiedenen Gattungen psychischer Beziehung zu tun oder nicht?

Nehmen wir an, sie bilden verschiedene Gattungen, wie wäre es dann denkbar, dafs sie dieselben Spezies: Anerkennen und Verwerfen aufweisen? Das wäre ebenso, wie wenn einer Rot und Blau auch ausserhalb der Gattung Farbe finden wollte. Man müfste, die fundamentale und generische Verschiedenheit von Annahmen und Urteilen aufrecht haltend, in Wahrheit lehren, das annehmende Anerkennen und Verwerfen sei blofs ein Analogon des urteilenden, so etwa wie man auch das Lieben ein Analogon des Anerkennens und den Haß als ein Analogon des leugnenden Ablehnens bezeichnen kann. Natürlich könnte aber dann das Annehmen auch nicht im eigentlichen Sinne wahr und falsch sein. Auch solche Prädikate könnten von ihm nur in einem irgendwie analogen Sinn wie vom Urteil gelten.

Allein welche Erfahrung weifs etwas von derartigen Analogien z. B. von solchen eigentümlichen, nur auf das „Annehmen“ reflexen Begriffen, die blofs ein Analogon wären zu den auf das Urteilen und seine verschiedenen Modi reflexen Begriffen: wahr und falsch, Sein- und Nichtsein, Notwendigsein, Unmöglichsein?

Wenn man von wahren und falschen „Annahmen“ spricht, so ist dies in Wahrheit entweder völlig im selben Sinne gemeint wie beim Urteil (dann nämlich, wenn es sich eben um Urteile handelt, die — wir sagten es schon — unter Umständen auch Annahmen, z. B. eine „blinde Annahme“, genannt werden) oder aber, wenn unter „Annahmen“ ein Fingieren d. h. nach der alten Ansicht ein blofses Vorstellen gemeint ist, dann heifst dieses psychische Verhalten nur beziehungsweise wahr und falsch,

nämlich mit Rücksicht darauf, daß einer, der das „Angenommene“ glauben würde, wahr resp. falsch urteilte.

Dagegen von einem Wahr und Falsch, Seiend und Nicht-seiend usw., das nur in einem analogen Sinne zu verstehen wäre wie die gleichnamigen vom Urteilen abstrahierten Prädikate (so etwa wie man die Güte als ein Analogon der Wahrheit bezeichnen kann), zeigt keine Erfahrung etwas. Und wenn es nach MEINONG ein „Annehmen gibt, das kein bloßes Vorstellen sondern ein Anerkennen und Verwerfen, aber doch kein Urteilen, sein soll, dann müssen die genannten Begriffe doch zu diesem „annehmenden“ Anerkennen und Verwerfen ganz ebenso und im selben Sinne in Beziehung stehen wie zum urteilenden, mit anderen Worten: das „annehmende“ und das urteilende Anerkennen und Verwerfen müssen ein Anerkennen und Leugnen ganz im selben Sinne sein und wir haben hier und dort nur eine Gattung psychischen Verhaltens vor uns.

Dies wird wohl MEINONG auch als seine tatsächliche Ansicht bezeichnen.

Obwohl es dann befremden muß, daß er das Annehmen als ein Mittelding zwischen Vorstellen und Urteilen hinstellt, während es zwischen solchem, was der Gattung nach verschieden ist, strenge genommen kein Mittleres geben kann. Doch ist dies wahrscheinlich nur uneigentlich gemeint, und MEINONG will — so scheint es — Annehmen und Urteilen unter dem Namen „Denken“ als eine Grundklasse und Gattung wie dem Fühlen und dem Begehren einerseits, so dem Vorstellen andererseits entgegensetzen.<sup>1</sup>

§ 2. Wenden wir uns denn dieser Alternative zu. Eine Gattung psychischer Beziehungen kann in verschiedener Richtung und unter verschiedenen Gesichtspunkten differenziert sein. So

---

<sup>1</sup> Es bedarf keiner Bemerkung, daß er in dieser Terminologie, welche keinerlei Vorstellen als ein „Denken“ bezeichnen will (S. 278), ziemlich allein steht. Doch wollen wir hier nicht um Worte streiten sondern nur um die naturgemäße Klassifikation der psychischen Vorgänge, und diese darf sich so wenig als die wissenschaftliche Zoologie oder Botanik durch Rücksicht auf die populäre Terminologie (welche ja nicht zu theoretischen Zwecken und auf Grund wissenschaftlicher Beobachtung gebildet ist) beirren lassen. Eben darum konnte ich es nicht billigen, daß MEINONG wie andere früher geneigt schien, Vorstellen und Urteilen mit darum enger zusammenzurechnen, weil die gewöhnliche Sprache Beides ein „Denken“ nennt.

ist es auch bei der Gattung, die wir hier vor uns haben und die wir einstweilen nur dadurch charakterisieren wollen, daß sie außer den Unterschieden des Objekts oder der Materie ein qualitatives Moment und unter diesem Gesichtspunkt die Spezies des Anerkennens und Verwerfens aufweist. Dieses Verhalten, das wir im übrigen einstweilen nur das generelle Verhalten  $x$  nennen wollen, kann, wie die Erfahrung zeigt, außerdem noch so differenziert sein, daß es entweder ein evidentes oder blindes, entweder ein apodiktisches oder assertorisches ist usw. Aber es fällt niemanden ein, wenn er das evidente Verhalten, z. B. das evidente Anerkennen von  $A$ , ein Urteilen nennt, dem blinden diesen Namen zu versagen, und unter „Urteilen“ versteht er dann eben den gemeinsamen generellen Zug  $x$ , der diesen Differenzierungen zugrunde liegt.

Das Analoge wäre nun auch zu erwarten, wenn man weiterhin zwischen überzeugten und nicht überzeugten Urteilen unterscheidet, nämlich: daß doch beides Urteile bleiben. Doch hier gebietet uns MEINONG plötzlich Halt. Wenn die Überzeugung fehlt, dann soll es nicht mehr erlaubt sein, daß man, wie wenn die Evidenz fehlt, fortfahre von „Urteilen“ zu sprechen. Das Urteil ohne Überzeugung ist nach MEINONG nur ein „Scheinurteil“, also in Wahrheit gar kein Urteil.<sup>1</sup>

Damit ist offenbar gelehrt, daß das Überzeugtsein oder sein Mangel nicht eine Differenz sei von der Art wie Evidenz und Blindheit oder wie Apodiktizität und der Mangel dieses Charakters, die jenes generelle Verhalten, das wir  $x$  genannt haben, als Spezies innerlich differenzieren, sonst müßte, wenn man  $x$  im einen Falle ein Urteil nennen kann, es auch im anderen so

---

<sup>1</sup> Wenn er anderwärts die „Annahmen“ öfter auch „Urteile ohne Überzeugung“ nennt, so ist dabei der Terminus Urteil offenbar in modifiziertem Sinne gebraucht, so wie „Pferd“ in der Fügung „gemaltes Pferd“ und „Schloß“ in der Verbindung „Luftschloß“. Ich begreife darum nicht recht wie er (S. 257) die Aufstellung, die Annahmen seien „Urteile ohne Überzeugung“ „fast definitionsartig“ nennen kann. Damit scheint angedeutet werden zu wollen, es sei fast etwas wie eine Definition per genus proximum und differentia specifica, und dies ist es in Wahrheit weder halb noch ganz sondern gar nicht. Wäre es dies, dann müßten die „Urteile ohne Überzeugung“ doch wahrhaft Urteile sein, so wie z. B. die blinden es nicht weniger sind als die einsichtigen, und wenn dies, wie könnte er sie auch wieder „Scheinurteile“ nennen und als eine besondere Klasse neben den wirklichen Urteilen aufführen?

heissen dürfen. Allein, wenn es keine solche Differenz ist, dann bleibt, so viel ich zu sehen vermag, nur ein Doppeltes. Entweder haben wir an dem Überzeugtsein doch — was oben abgelehnt wurde — keine blofs spezifische sondern die generelle Differenz des Verhaltens  $x$  vor uns, so dafs Überzeugung (nach MEINONG = Urteil) und nichtüberzeugtes Anerkennen und Verwerfen (nach MEINONG = „Annehmen“) der Gattung nach verschiedene Verhaltensweisen der Seele sind, oder es kann überhaupt keine interne Differenz der seelischen Beziehungsweise (so wie die Evidenz usw.) sondern mufs etwas ihr Äufserliches sein. Etwas Drittes vermag ich hier als möglich nicht zu erkennen.

Die eine dieser Alternativen mufsten wir aber — wie bemerkt — schon als unannehmbar ablehnen. Es bleibt somit blofs die andere. Und auch damit ist der Fall von MEINONGS Theorie besiegelt, da ja nach ihm die Überzeugung etwas jenes Verhalten  $x$ , das er „Denken“ nennt, innerlich Differenzierendes sein soll.

§ 3. Doch wir müssen diesem Moment der Überzeugtheit noch etwas weiter unsere Aufmerksamkeit zuwenden.

Früher hat MEINONG dasselbe als die dem Urteilen eigentümliche Intensität angesehen. Jetzt scheint er davon abgekommen.<sup>1</sup> Sonst müfste er ja auch nunmehr lehren, die Annahme (d. h. „das Urteil ohne Überzeugung“) sei ein „Urteilsakt“ mit der Intensität Null, also für den, der auf diesem Gebiet überhaupt an das Bestehen einer Intensität glaubt, gar nichts Positives.

In der Erkenntnis, dafs die Überzeugungsgrade nicht Urteilsintensitäten sein können, ist MEINONG nur dem Beispiele angesehener Psychologen gefolgt; wie denn z. B. SIGWART die Unmöglichkeit dieser Identifizierung schon längst betont hatte.

Jetzt will er, indem er die Überzeugtheit als ein besonderes, nicht weiter rückführbares Moment am Urteil fafst, die Überzeugungsgrade nicht als Unterschied der Stärke des Urteilsaktes selbst sondern nur dieses Moments am Urteilsakte fassen. Allein Stärkegrade, die einem solchen Moment am Urteil im

<sup>1</sup> Er identifiziert jetzt die Intensität des Urteils mit der „Gewifsheit“ (worunter er das Mafs der Wahrscheinlichkeit versteht) und spricht es auch den Annahmen zu, so dafs es danach Anerkennungen und Leugnungen gibt, denen höchste „Gewifsheit“, doch ohne jeden Überzeugungsgrad, eigen ist.



besonderen und ausschliesslich zukämen, scheinen mir eine ganz unmögliche Annahme. Damit würde der Überzeugungscharakter aufhören ein bloßes Moment an einem Akte, er müßte selbst ein Akt, ein reales Akzidens der Seele oder vielmehr ein Akt am Akte sein, was alles ganz unannehmbar ist. Ist er dies nicht, sondern bloß so wie die Evidenz oder der apodiktische Charakter eine besondere Seite am Urteilsakte, dann scheint es mir absurd, ihm eine besondere Intensität zuzuschreiben, die nicht Intensität dieses Aktes selbst wäre.

In Wahrheit sind die sog. Grade der Überzeugung<sup>1</sup> entweder Unterschiede in der Materie des Fürwahrgehaltenen; denn wenn ich das einmal urteile: etwas sei, das anderemal bloß: es sei mehr oder weniger wahrscheinlich, so sind dies nichts anderes als Unterschiede des Beurteilten.<sup>2</sup> Oder, soweit dies nicht der Fall ist, haben wir es nicht mit einer inneren Differenz des Urteils zu tun, und die „Grade“ der Überzeugung sind nicht anders zu verstehen als wie man auch von Stärkegraden bei der Gewohnheit und von Graden in der Festigkeit des Vorsatzes spricht.<sup>3</sup>

Ich sage die Grade der Überzeugung. Denn man könnte den Terminus „Überzeugung“ auch in einem weiteren Sinne gebrauchen, der keine Grade zuläßt. Unter Überzeugung oder Glaube (belief) in diesem weiteren Sinne könnte dann nur der generische Grundzug gemeint sein, der allem Anerkennen und Verwerfen und dem blinden und evidenten, assertorischen und apodiktischen Fürwahrhalten gemeinsam ist.

---

<sup>1</sup> Wie dies schon von BRENTANO in seinen späteren Wiener-Vorlesungen zur Logik ausgeführt worden ist.

<sup>2</sup> Wenn man die Grade der Überzeugung in diesem Sinne (im Unterschied von dem, was sonst noch so heißen kann) speziell Grade der Gewissheit nennen will, so ist dies Sache der Übereinkunft. Aber sie können dann nur darum Sache des „Annehmens“ sein, weil sie auch bloß Unterschiede von Vorstellungsinhalten sein können. Im übrigen sei dahingestellt, ob diese Terminologie glücklich ist.

<sup>3</sup> Darum ist bei der Überzeugung auch nicht in Wahrheit von einer Intensität zu reden. Vermöge einer großen Unexaktheit des Sprachgebrauchs geschieht es freilich, daß man bei allem, was Grade zuläßt und so auch in den oben angegebenen Fällen und weiterhin auch bei den Graden der Geschwindigkeit einer Bewegung u. dgl. von „Intensität“ spricht. Aber im Interesse der Klarheit der Begriffe würde dies besser vermieden.



Es ist dies eben der Zug, der gegenüber dem bloßen Vorstellen eine neue Weise des Verhaltens der Seele zum Objekte konstituiert. Ich kann mir auch bloß vorstellen, daß etwas sei oder nicht sei.<sup>1</sup> Aber etwas ganz Neues tritt auf im ernstlichen Anerkennen und Verwerfen, im Fürwahr- und Fürfalschhalten, im Glauben oder Leugnen. Doch möchte ich nicht raten, diesen, dem Anerkennen und Verwerfen gemeinsamen, Zug „Glauben“ zu nennen, da dieser Name gerne bloß für das affirmative Verhalten verwendet wird<sup>2</sup> und auch nicht „Überzeugung“, da — wie schon angedeutet — dieser Terminus lieber von etwas gebraucht wird, was Grade zuläßt und kein inneres Moment des fraglichen psychischen Zustandes ist. Am passendsten nennen wir das Überzeugtsein, welches keine Grade zuläßt und den eigentümlichen gemeinsamen Charakterzug des Anerkennen und Verwerfens im Unterschied von allem bloßen Vorstellen ausmacht, „Urteilen“, ein Begriff, bei dem auch niemand an Grade denkt.<sup>3</sup> Den Ausdruck „Überzeugung“ dagegen wollen wir ausschließlich im engeren Sinne für jenes Etwas verwenden, was Grade zuläßt<sup>4</sup> und womit, wie schon angedeutet, ein Doppeltes gemeint sein kann, nämlich ein objektiver und gewisse subjektive Umstände beim Urteilen. Einerseits nämlich die Unterschiede der Sicherheit, wie wenn ich das einmal sage: es ist sicher, das anderemal es ist unsicher oder mehr oder weniger wahrscheinlich, daß A sei — also, wie wir schon sagten, gewisse Unterschiede der Urteilmaterie. Andererseits werden auch als Grade der Überzeugung eines Urteils bezeichnet das subjektive Verhältnis seines Beharren oder Schwankens und sein Einfluß auf das übrige psychische Leben.

---

<sup>1</sup> Natürlich erst, wenn ich auch die Begriffe von Sein und Nichtsein, Seiendem und Nichtseiendem aus der Reflexion auf Urteile gewonnen habe. Aber das hindert nicht, daß diese Begriffe Vorstellungen und nichts anderes seien.

<sup>2</sup> So habe ich es eben selbst getan.

<sup>3</sup> Meinong muß eigentlich auch diese Inkonvenienz in den Kauf nehmen, da er den Urteilscharakter identifiziert mit der Überzeugung in dem Sinn, in welchem sie Grade zuläßt. Nach ihm müßte ein Zustand mehr oder weniger als der andere ein Urteil sein können.

<sup>4</sup> Würden wir „Überzeugung“ in diesem engeren Sinne und zugleich im Sinne von Urteil überhaupt gebrauchen, so würden wir nicht bloß eine Äquivokation stiften, sondern auch — wie schon angedeutet — mit dem üblichen Sprachgebrauch in einen unnötigen Konflikt kommen.

Ein Urteil, das kritisch angefochten und angezweifelt und überhaupt von anderen widerstreitenden verdrängt wird, nennt man nicht eine Überzeugung im vollen Sinne des Wortes. Man denkt bei Überzeugung an Widerstandskraft, nicht an Schwächlichkeit und den Namen erhält darum lieber ein festes, unerschütterliches Urtheilen, dem wir — ohne Unruhe — zuversichtlich anhangen.<sup>1</sup>

Diese Festigkeit kann Ausfluß der Evidenz sein. Aber auch bloß Folge davon, daß wir das Geglaubte für evident halten<sup>2</sup> oder daß sich — aus irgend einem Grunde und wäre es nur infolge der Beschränktheit des Ideenkreises — kein entgegenstehender Zweifel geltend macht. Auch in logisch völlig unbegründeter Weise können sich ja Urtheile unerschütterlich in uns festsetzen z. B. durch Instinkt und Gewohnheit, und letztere kann in mannigfacher theils mehr unmittelbarer Weise (tierische *expectatio casuum similium*), theils mittelbarer Weise (Fehlschlüsse verschiedener Art) wirksam sein. Auch kann — was insbesondere CARTESIUS vorschwebte — der Wille den Ausschlag zur Zustimmung geben oder sie festigen, indem er eine ausschließliche Beschäftigung mit dem betreffenden Urteil und allem, was dasselbe zu stützen geeignet ist, begünstigt und so ein entgegenstehendes kritisches Denken nicht aufkommen läßt, und auch wohl, indem er das Gemüthsleben und die praktische Seite unseres Verhaltens in einem Sinne beherrscht, welcher der betreffenden Überzeugung entsprechen würde, was nach den Gesetzen der Gewohnheit dazu beiträgt, jene selbst zu fördern.

So kann es in mannigfacher, unlogischer und logischer Weise geschehen, daß sich uns ein Urteil so aufdrängt oder wir uns

<sup>1</sup> Firmiter (sine formidine alterius) adhaerere, acquiescere.

<sup>2</sup> Unter diesem für evident-halten verstehe ich natürlich ein ernstliches Urtheilen. Ein bloßes „Annehmen“, daß ein gewisses Urteil evident sei, würde nichts erklären, und so ist auch klar, daß um jenes Moment, welches wir als einen generellen Zug bei allem Urtheilen und als einen solchen, der keine Grade zuläßt, bezeichneten, nicht herumzukommen ist. Es muß als letzte Tatsache des psychischen Lebens anerkannt werden; sonst ist auch von dem, was wir Grade der Überzeugung nennen, keine Rechenschaft möglich.

Irgendwie auf wirkliche oder vermeintliche Evidenz geht auch alles zurück, was man Kritik oder kritisches Verhalten gegen ein gegebenes Urteil nennen kann und wodurch es des Charakters der Überzeugung vorübergehend oder für immer entkleidet wird.

ihm so gefangen geben, daß ihm keinerlei Widerstand entgegensteht, und jedes solche Urteil heißt eine volle oder feste Überzeugung.

Das andere, was der Überzeugung in diesem steigerungsfähigen Sinne oder der volleren Überzeugung eigentümlich ist, sind ihre Folgen für die Gemüts- und Willenstätigkeit.<sup>1</sup> Sie hängen teils ab von jenen Unterschieden der Materie, wie: ob ich etwas als sicher oder bloß wahrscheinlich beurteile, teils von dem Beharren oder Schwanken des Urteils, teils aber auch von gewissen Dispositionen des Charakters wie Leichtsinn, Mut, Besonnenheit, Furchtsamkeit, Schermut usw. Ein Urteil, dem zufällig keine kritische Bedenken entgegneten, wie sehr es auch an und für sich solchen zugänglich sein mag, wird ungehemmt nach allen Seiten maßgebend werden, sich also als volle Überzeugung gerieren. In anderen Fällen mögen besondere Dispositionen des Gemütes und Willens dahin wirken, daß auftauchende Bedenken und Anfechtungen sofort wieder zurückgedrängt werden und sich der der Stimmungs- und Willensrichtung genehme Gedanke widerstandslos geltend machen und zu ungehemmter Macht entfalten kann.<sup>2</sup>

<sup>1</sup> A. BAIN wollte bekanntlich den ganzen Unterschied des Glaubens (Urteilens) gegenüber dem Vorstellen in diesem Einfluß auf unser Gemütsleben aufgehen lassen. Mit Recht hat man ihm entgegeng gehalten, das Vorhandensein und der Entfall dieses Einflusses bei gewissen intellektuellen Zuständen bedürfe aber doch selbst einer Erklärung, und diese könne der Annahme eines inneren Unterschieds zwischen jenen verschiedenen Klassen psychischen Verhaltens nicht entzogen. Uns, die wir lange nicht so weit gehen wie BAIN, trifft natürlich die Einrede nicht.

<sup>2</sup> Wenn man unter dem D. HUMESchen belief dieses Beeinflusstwerden der Gemüts- und Willensseite unseres Seelenlebens durch das Urteil versteht, dann würde sich die Behauptung, die neuestens E. HUSSERL ausgesprochen hat, es stehe dem belief kein positiver Gegensatz gegenüber, begreifen.

Anders wenn, wo HUME den belief als ein Gefühl bezeichnet, darunter nicht das Verhalten der übrigen Psyche zum Urteil, sondern das urteilende Verhalten selbst gemeint ist. Da das Gefühl positiv entgegengesetzte Zustände (Liebe, Haß; Lust, Leid) aufweist, müßte es auch beim belief der Fall sein, wenn er ein Gefühl ist. Doch sind die bezüglichlichen Äußerungen des berühmten Psychologen schwankend und unklar, und zweifellos scheint mir nur, daß das Tatsächliche, was ihm dabei vorschwebte, wo er den belief für ein Gefühl erklärt (anderwärts bezeichnet er ihn bekanntlich auch wieder als eine besondere Stärke und Stetigkeit [Beharren] der Vorstellung), teils der Umstand ist, daß Urteile, denen tatsächlich

§ 4. Doch weiter! Indem MEINONG leugnet, daß etwas wie ein Überzeugtsein, auch nicht in jenem weiteren Sinne, der keine Grade zuläßt, den gemeinsamen Grundzug alles Anerkennens und Verwerfens bilde, ist er gehalten etwas anderes anzugeben, was diesen generellen Charakter seiner Klasse „Denken“ gegenüber dem bloßen Vorstellen ausmacht.

Es genügt ja nicht, daß der Begriff Denken nicht etwas besagt, was sich, sei es beim sog. annehmenden, sei es beim urteilenden Anerkennen resp. Verwerfen, nicht fände, sondern er muß auch positiv einen Zug enthalten, der sich in jeder der Unterklassen tatsächlich aufweisen läßt.

Vielleicht antwortet MEINONG, er gebe allerdings einen solchen gemeinsamen Charakter an, nämlich daß sowohl das Annehmen als das Urteilen ein aktives, während das Vorstellen ein rein passives Verhalten sei.

Allein ich kann diese Auskunft durchaus nicht befriedigend finden. Was heißt: das Annehmen und Urteilen seien aktiv, das Vorstellen nicht? Ist Aktivität in dem Sinne gemeint, wie sie dem Wollen eignet, das als psychische Beziehung auf ein Tun gerichtet ist? Unmöglich. Denn weder kommt diese Eigentümlichkeit dem Anerkennen und Verwerfen zu, noch könnte sie — selbst wenn sie ihnen zukäme — ihren besonderen Gattungscharakter bilden; schon darum nicht, weil sie ja eben vor allem auch dem Wollen eignet. Was also ist mit „Aktivität“ gemeint? Etwa, daß jeder Akt des Anerkennens und Leugnens gewirkt und in diesem Sinne Produkt einer Tätigkeit ist? Allein das gilt ebenso von jedem Vorstellen, das ja doch nicht ursachlos entsteht.

Oder ist gemeint, daß jedes Anerkennen und Verwerfen durch eine Willenstätigkeit hervorgerufen sei, das Vorstellen da-

---

keine kritischen Bedenken entgegenstehen, unser Gefühlsleben beherrschen, andernteils daß — wie wir gleichfalls schon andeuteten — auch umgekehrt Gefühl und Wille das Ihrige dazu beitragen können, ein Urteil zu einem solchen zu machen, das von keinem Zweifel angekränkt und von keiner Kritik in seiner Festigkeit und Wirksamkeit beeinträchtigt wird.

Ob HUME auch — wie dies zweifellos von WINDELBAND und anderen neueren gilt — durch die Analogie zwischen „Billigen“ im Sinne von Fürwahr- und im Sinne von Genehmhalten (im Gefühl) verführt ist, lasse ich dahingestellt. Wäre dies, dann — wir sagten es schon — wäre es freilich einzig konsequent, dem belief auch ein disbelief als vollkommen koordiniertes Glied gegenüberzustellen wie der Liebe den Haß.

gegen nie? Auch dies wäre durchaus irrig. Weder sind alle Akte des Anerkennens und Verwerfens Produkt einer Willens-tätigkeit (die evidenten Urteile sicher nicht, aufer etwa ganz indirekt), noch fehlt es an Vorstellungen, die durch den Willen hervorgerufen sind; ja gerade der Lauf unserer Vorstellungen (mehr als derjenige der Urteile<sup>1</sup>) ist dem Imperium des Willens zugänglich, wie die Arbeit des kombinierenden Denkers, Dichters und Künstlers tausendfach zeigt.

Oder will endlich gesagt sein, daß die Akte des Anerkennens und Leugnens nicht blofs selbst gewirkt, sondern auch wirkend seien, die Vorstellungen dagegen nicht? Es bedarf kaum der Bemerkung, daß auch diese Meinung unhaltbar zu nennen wäre. Alles Reale kann wirken; der Akt des Vorstellens so gut wie jede andere psychische Betätigung, und die Fähigkeit zum Wirken kann unmöglich als eine Besonderheit des Anerkennens und Verwerfens gegenüber jener anderen Klasse seelischer Beziehungen gelten.

Mit dem Gesagten aber haben wir alle möglichen Deutungen erschöpft; die dem Terminus „Aktivität“ hier gegeben werden könnten<sup>2</sup>, und ein weiterer Begriff der „Tätigkeit“, der dem An-erkennen und Leugnens im Gegensatz zum Vorstellen vindiziert würde, müßte als ein mythischer abgelehnt werden.

Vielleicht wendet man ein, nicht darauf komme es an, einen Zug anzugeben, der allem Anerkennen und Verwerfen gemeinsam sei, sondern einen, der allem „Annehmen“ und Urteilen eigne, und dieser bestehe eben darin, daß jedes stets entweder ein Anerkennen oder Verwerfen sei.

Allein das ist kein gemeinsamer Gattungscharakter von beiden, sondern es sind eben die speziellen Differenzen, die sich nach MEINONG da und dort finden sollen. Es käme darauf an, einen höheren Begriff für Annehmen und Urteilen anzugeben,

<sup>1</sup> Und auch der MEINONGSchen „Annahmen“. Denn nicht von allen kann es gelten, daß sie „jeder Regung des Willens zu Gebote stehen“, vom Schlufssatz in den sog. Annahmeschlüssen, der apodiktisch sein muß und nach MEINONGS eigener Erklärung „relativ evident“ sein soll, doch sicher nicht.

<sup>2</sup> ARISTOTELES bezeichnete alle psychischen Zustände als passiv mit Bezug darauf, daß durch sie etwas (das Objekt) in uns aufgenommen sei. Auch das gilt natürlich, soweit es richtig ist, vom Anerkennen und Verwerfen so gut wie vom Vorstellen und Fühlen. MEINONG selbst nennt sie darum ein „Erfassen“. „Wer urteilt, erfafst ... das Objektiv und in diesem den Gegenstand.“ S. 200.

nicht einen, der den Klassen untergeordnet ist oder sich damit kreuzt, und die gegebene Antwort ist ebenso unbefriedigend, als wenn einer sagte, der positive Gattungscharakter der Farben sei, daß sie entweder rot oder gelb oder blau usw. seien. Diese Spezies sind die Beispiele, worin das Gemeinsame, der allgemeine Begriff des Farbigen, erfaßt wird. Während es aber jedem leicht ist, hier diesen weiteren Schritt zu tun und den übereinstimmenden generellen Charakter in jenen niederen Begriffen zu erkennen, vermag ich in dem, was MEINONG annehmendes und urteilendes Anerkennen und Verwerfen nennt, keinen gemeinsamen Gattungscharakter zu entdecken. Nur was die sog. Annahmen von den Urteilen unterscheiden soll, verstehe ich, nicht was ihnen als Gattungscharakter gemein sein soll.

§ 5. Wir sind noch nicht zu Ende. Wir hörten, daß das Moment der Überzeugtheit die Urteile auszeichnen, den Annahmen fehlen soll, während sich die eine und andere Klasse nach Qualität (Anerkennen und Verwerfen) und nach Unterschieden der Intensität (das soll nach MEINONG die „Gewißheit“ sein) differenziere. Es drängt sich weiter die Frage auf, wie sich die Annahmen hinsichtlich der Differenz von Evidenz und Blindheit verhalten?

Zunächst leugnet MEINONG ausdrücklich, daß den Annahmen im eigentlichen Sinne Evidenz zukommen könne. Eigentliche Evidenz wohne nur im Urteile. Doch schreibt er in der Folge dem Schlufssatz in den sog. Annahmeschlüssen wenigstens „relative Evidenz“ zu, analog wie auch dem Schlufssatz in einem richtig gefolgerten Schluss aus nicht evidenten Prämissen. Allein diese relative Evidenz, die „keine eigentliche Evidenz“ aber ein „evidenzähnlicher Tatbestand“ sein soll, „bei dem uns einigermaßen nach Evidenz zu Mute ist“, scheint mir — ich kann es nicht verhehlen — ein Novum, dessen Tatsächlichkeit und Möglichkeit ich stark bezweifle. Was mir beim richtig gefolgerten Schluss aus nicht evidenten Prämissen vorzuliegen scheint, ist nichts anderes als einerseits Motiviertheit des Schlufssatzes durch die Prämissen (was etwas anderes ist als Evidenz) und andererseits Evidenz der sog. Schlufsform, (die stets eine wahre, nämlich eine Evidenz des Urteils über die Abfolge ist).<sup>1</sup> Auf

<sup>1</sup> In den „Humestudien“ lehrte MEINONG, der Schluss sei stets nichts anderes als ein hypothetisches Urteil, in dem die Abhängigkeit des Motivs vom Motiv zum Ausdruck kommt. Die Evidenz des Schlufssatzes im



die sog. Annahmeschlüsse und die „relative“ Evidenz, die bei ihnen gegeben sein soll, kommen wir später ausführlich zu sprechen.

Hier nur die Bemerkung, daß, wenn es bei ihnen etwas Evidenzähnliches, eine sog. „relative Evidenz“ gäbe, dem „relativ Evidenten“ doch auch etwas wie Überzeugung, wenigstens „relative Überzeugung“, zukommen müßte. Kann es sich dann aber noch um Annahmen handeln, da doch diesen der Mangel jeder Überzeugung wesentlich sein soll?

Ich vermag hier MEINONGS Angaben nicht recht untereinander zu vereinigen und vermisze überhaupt klare Bestimmungen darüber, wie sich nach ihm das Moment der Evidenz und Blindheit einerseits und das der Überzeugung und ihres Mangels andererseits zueinander verhalten. Eines aber scheint mir sicher: falls er lehrt, daß Evidenz und Überzeugung zum selben Modus am Urteilsakt gehören, m. a. W. wenn sie nach seiner Meinung in derselben kategorialen Linie oder Linie der Differenzierung liegen, ihn dies in Widersprüche verwickelt. Denn wären so Evidenz und Blindheit Spezies des Überzeugungsmoments, dann müßte — da das letztere nach MEINONG eine besondere Stärke besitzt — auch die Evidenz Stärkegrade aufweisen, was aber der Autor sonst mit Recht weit von sich weist — hierin BRENTANO folgend, der die bezügliche Täuschung mancher längst als solche nachgewiesen hat.

Sind aber Überzeugung und Evidenz verschiedene Modi, warum kann es dann keine „wahre und eigentliche“ Evidenz geben ohne Überzeugung, und daß dies nicht der Fall sei, scheint doch MEINONGS Ansicht?<sup>1</sup>

Doch wie dem sei. Jedenfalls scheint mir in Wahrheit die Evidenz innerlich mehr mit einer anderen Eigentümlichkeit am Urteil als Folge zusammenhängen, als mit den Überzeugungsgraden, nämlich damit, daß hier zu jeglichem Gegenstand ein entgegengesetztes Verhalten möglich ist, und daß, wenn das eine, z. B. das An-

---

richtigen Schluß aus evidenten Prämissen übersah er ganz. Jetzt scheint er mir in der entgegengesetzten Richtung zu weit zu gehen, indem er auch in Schlufssätzen, die nicht evident sondern bloß motiviert sind, etwas wie Evidenz annehmen will, während hier wirklich bloß ein evidentes Urteil über den Zusammenhang gewisser Urteilsinhalte vorliegt.

<sup>1</sup> Ebenso wie er dagegen zugeben wird, daß es umgekehrt felsenfeste Überzeugungen geben kann, denen doch die Evidenz gänzlich fehlt.



erkennen richtig ist, das Leugnen falsch ist und umgekehrt. Gibt sich diese Richtigkeit kund, so haben wir es mit Evidenz zu tun. Da nun auch das „Annehmen“ bald ein Anerkennen, bald ein Verwerfen ist und da auch hier stets eine der entgegengesetzten Verhaltensweisen richtig ist<sup>1</sup>, warum soll es im Wesen der Annahmen liegen, daß sich ihre Richtigkeit nie kundgeben kann? Wenn ja, dann hätten wir aber hier Evidenz ohne jegliche wirkliche Überzeugung. Wenn nein, dann haben wir daran, daß die Annahme des Charakters der Blindheit fähig, dagegen der Evidenz nicht fähig sein soll, obschon jede entweder richtig oder unrichtig ist, eine neue, durchaus nicht selbstverständliche Absonderlichkeit der ganzen Annahmehlehre. Sie wurzelt freilich darin, daß MEINONG — wie schon bemerkt — Überzeugung in doppeltem Sinne nicht auseinanderhält; in dem Sinne, in welchem sie keine Grade zuläßt und den gemeinsamen Charakter alles Anerkennen und Verwerfens bildet und es mit sich bringt, daß jedes evidente Anerkennen und Verwerfen eine Überzeugung ist, und in dem Sinne, in welchem sie Grade hat. Hier ist nicht jedes und auch nicht jedes evidente Urteil eine Überzeugung im vollen Sinne des Wortes. Selbst evidente Urteile können durch entgegengesetzte, die von mächtigen Instinkten, Gewohnheiten und Leidenschaften getragen und gestützt sind, zeitweilig zurückgedrängt und um ihren dominierenden Einfluß über das übrige Urteils- und über das Gemütsleben sowie die Willenstätigkeit gebracht werden.

§ 6. Aber auch die Frage erhebt sich noch, wie es mit den Annahmen hinsichtlich des Unterschieds von apodiktischem und assertorischem Charakter stehe? Es scheint unvermeidlich, daß MEINONG ihnen auch den ersteren unter Umständen zuschreibe. Seine „Annahmen“ auf einem Gebiete wie das der Mathematik ist, müssen apodiktischen Charakter haben, so gut wie die entsprechenden Urteile. Auch beim Schlufssatz in den nach dem

<sup>1</sup> Dies aber gilt doch zweifellos, und darum wundere ich mich sehr, daß MEINONG seinen „Annahmen“ insgesamt bloß ein „immanentes Objektiv“ zuschreiben will. Unter dem „Objektiv“ versteht er nämlich dasjenige bei unseren Urteilen (und „Annahmen“), was man sonst den Inhalt nannte z. B. für „A ist“ das Sein von A, für „A ist nicht“ das Nichtsein von A, im Unterschied vom Objekt oder der Materie, welche beidemale A ist. Da nun die „Annahmen“, ebenso wie die blinden Urteile, auch (zufällig) richtig sein können, so ist — meine ich — ihr Inhalt doch unter Umständen so gut wirklich, und nicht bloß immanent, wie der eines richtigen Urteils!

Satze des Widerspruchs gefolgerten Annahmeschlüssen kann der apodiktische Charakter nicht fehlen, so daß es also nach MEINONG Annahmen gibt, die wohl apodiktischen Charakter aber — ihrem Begriffe gemäß — keine Spur von Überzeugung verraten.<sup>1</sup>

§ 7. Eine weitere Frage, die sich bezüglich der MEINONGschen „Annahmen“ erhebt, ist die, ob entgegengesetzte Zustände der Art, und ob Annahmen und Urteile von entgegengesetztem Inhalt, gleichzeitig in uns gegeben sein können oder nicht.

MEINONG muß in bejahendem Sinne antworten, wenn seine „Annahmen“ als Erklärung für das eintreten sollen, was man gewöhnlich so nennt, und er tut es auch. Denn annehmen kann ich etwas, wenn ich auch das strikte Gegenteil urteile, ja mit Evidenz urteile; wie wenn ich z. B. sage: nehmen wir an, zweimal zwei sei fünf.

Aber weiter scheint er auch zu lehren, daß, wenn ich z. B. urteile: daß A sei und daß es gleichzeitig nicht sei, ist falsch u. dgl., diese „Daß-Sätze“ Annahmen enthielten, wir also hier ganz dieselbe Materie positiv und negativ „annehmen“, und ebenso bei: Entweder ist A oder es ist nicht, und bei: Wenn A wäre und wenn es zugleich nicht wäre usw., wo die einzelnen Satzglieder nach MEINONG gleichfalls Annahmen sein sollen.<sup>2</sup>

---

<sup>1</sup> Auch wenn — wie wir hörten — E. HUSSERL zwischen Urteilen d. h. nach ihm „Prädizieren“ und belief unterscheiden will und in diesem letzteren Charakter eine besondere „Qualität“ des Aktes neben der erstgenannten Eigenschaft erblickt, muß ich fragen, welcher der beiden Verhaltensweisen der Charakter der Evidenz und Apodiktizität angehört?

Nehmen wir z. B. an, die Evidenz sei dem belief eigentümlich; nicht so, daß jeder belief evident wäre, denn die Erfahrung zeigt zu zweifellos, daß auch blinde Überzeugungen felsenfest sein können, sondern so daß, was nicht in den Bereich des belief fällt, nicht evident sein kann. Dann entsteht speziell für HUSSERL, nach dessen Ansicht dem belief kein disbelief als ebenbürtig koordiniertes Glied gegenüberstehen soll, die Schwierigkeit, der Tatsache gerecht zu werden, daß uns die Erfahrung ganz deutlich den Evidenzcharakter mit einem entgegengesetzten Verhalten zum Objekt verknüpft zeigt, m. a. W. daß wir negative Einsichten so gut wie positive besitzen.

Gehört aber die Evidenz zum Charakter des Prädizierens, dann muß HUSSERL lehren, daß ein Akt evident sein könne, ohne belief zu sein, und dies ist bedenklich, wenn letzteres ein nicht weiter auflösbarer qualitativer Zug unseres psychischen Verhaltens sein soll.

<sup>2</sup> Ebenso wäre mit der „Annahmetheorie“ ein gleichzeitiges entgegengesetztes Verhalten zur selben Materie statuiert, wenn da, wo MEINONG (wie

Nach unserer Ansicht, wonach die Dafssätze in den obigen Beispielen und ebenso die gemeinhin sog. Annahmesätze Vorstellungen von gewissen Urteilsinhalten ausdrücken, hat es natürlich nichts Verwunderliches und Bedenkliches, daß hier Kontradiktorisches und in anderen Fällen Konträr-Entgegengesetztes gleichzeitig angenommen oder überhaupt uns gegenwärtig sei, und daß man auch das strikte Gegenteil von dem urteile, was man so annimmt. Denn in alledem ist nicht involviert, daß der Seele gleichzeitig ein entgegengesetztes Verhalten zum völlig gleichen Objekt zugeschrieben würde.

Allein anders wird die Sache, wenn die Annahmen und die Dafssätze nicht ein bloßes Vorstellen sondern ein Anerkennen und Verwerfen ausdrücken, wie MEINONG will. Dann hätten wir es in den obigen Fällen wirklich mit einem entgegengesetzten Verhalten der Seele zum selben Objekte zu tun, und es ist die Frage, ob die Annahme, solches sei gleichzeitig im selben Subjekte verträglich, erlaubt ist und MEINONG scheint mir darüber zu unbedenklich hinweggegangen zu sein.

Sein „annehmendes“ Anerkennen müßte so gut ein Setzen und als Seiend-Fassen sein als das urteilende es ist. Wie soll es sich also mit einem gleichzeitigen Verwerfen d. h. als Nichtseiend-Nehmen desselben Gegenstandes vertragen? Bestehen hier keine Gesetze der Inkompatibilität? Ist alles mit allem kompatibel?

Zugegeben, daß man sich gleichzeitig in entgegengesetzter Weise zu einem Objekt verhalten könne, wenn dabei dieser Terminus

---

wir noch hören werden) lehrt, daß das negative Urteil „nicht frei einsetzen“ könne, sondern eine affirmative Annahme als Hintergrund oder Vorbereitung bedürfe, ~~es~~ seine Meinung wäre, daß z. B. in dem Urteil „A ist nicht“ die Affirmation, daß A sei, geradezu als Element involviert sei. Auch dann müßten wir A gleichzeitig anerkennen und verwerfen. Doch ist vielleicht seine Lehre, daß jede Negation eine Affirmation zur Voraussetzung habe, auf die wir noch zurückkommen müssen, anders zu verstehen, und ich lege darum hier auf diesen Fall kein Gewicht. Dagegen scheint ihn seine Auffassung der negativen Begriffe und der Begriffssynthesen mit kontradiktorischen und konträren Gliedern unweigerlich darauf zu führen, unter Umständen im selben Akt ein entgegengesetztes und widerspruchsvolles Verhalten zur selben Materie zu statuieren. Auch darauf werden wir zurückkommen müssen.

Die gemeinhin sog. Annahmen drücken allerdings noch mehr aus. Sie sind Aufforderungen, sich gewisse Urteilsinhalte (z. B. daß die Zeit krumm sei u. dgl.) vorzustellen. Aber auf dieses emotive Element in der Bedeutung der Annahmesätze kommt es hier nicht an.

in einem weiteren Sinne verstanden wird, wie ich beispielsweise einen Gegenstand hassen kann (z. B. den Schmerz bei einer Operation), sofern er in sich selbst ein Übel ist und ihn doch vielleicht zugleich liebe, sofern er ein Gut (z. B. Gesundheit) im Gefolge hat. Aber die Frage ist, ob ich mich zu demselben Gegenstand in derselben Beziehung gleichzeitig in entgegengesetzter Weise verhalten könne, m. a. W. ob psychische Zustände mit entgegengesetzter Qualität bei völlig identischer Materie<sup>1</sup> zugleich in uns gegeben sein können, und die Lehre von den „Annahmen“ muß dies unbedingt bejahen und damit abermals ein nicht unbedenkliches Element in sich aufnehmen.

Vielleicht wendet MEINONG ein, ein solches widerstreitendes Verhalten zum gleichen Gegenstand sei als urteilendes darum nicht kompatibel, weil es sich da um Überzeugungen handle. Von entgegengesetzten Überzeugungen gebe ja jedermann zu, daß sie sich gleichzeitig ausschließen, und würde man darum einen, der behauptete, solche zu hegen, entweder für einen sehr schlechten Beobachter oder für einen Lügner erklären. Aber darum handle es sich hier nicht. Denn Annahmen seien eben „Urteile ohne Überzeugung“.

Allein warum doch soll es ohne weiteres einleuchten, daß entgegengesetzte Überzeugungen sich gegenseitig ausschließen, ein Anerkennen und Verwerfen, das keine Überzeugung ist, dagegen gar nicht und unter keinen Umständen? Vielleicht sagt man: die Überzeugungen hätten einen widerstreitenden Einfluß auf das übrige psychische Leben, der den Annahmen nicht zukomme, und da diese entgegengesetzten Wirkungen sich ausschließen, so gelte es auch bezüglich der Ursachen.

Aber was sind diese entgegengesetzten Wirkungen? Solange sie im Gebiete des Psychischen bleiben, können sie nichts anderes sein als entgegengesetzte Verhaltensweisen zum selben Objekt, z. B. Anerkennen und Verwerfen derselben Materie, Liebe und Haß zu Demselben und in derselben Beziehung. Aber eben

---

<sup>1</sup> Sogar wenn sich herausstellte, daß mit dem instinktiven Glauben an den Inhalt der Sinnesempfindungen die wissenschaftliche Überzeugung, daß die Farben, Töne usw. nicht in Wirklichkeit existieren, aktuell (und nicht bloß habituell) völlig gleichzeitig in uns besteht, hätten wir daran noch nicht ein Anerkennen und Verwerfen mit strikte derselben Materie. Denn in einem Fall bildet eine konkrete Anschauung, im anderen ein abstrakter Begriff die Grundlage des betreffenden Urteils.

hörten wir ja, daß gleichzeitiges Anerkennen und Verwerfen derselben Materie unter Umständen gar wohl miteinander verträglich seien, und wenn dies, warum nicht auch ein gleichzeitiges ebenso strikte widerstreitendes Lieben und Hassen? Und wenn dies, wo sind dann — wenigstens auf psychischem Gebiet — die Folgen entgegengesetzter Überzeugungen, die durch ihre Unverträglichkeit auch jene inkompatibel machen sollen? Es blieben als Grund dafür nur etwa die widerstreitenden Wirkungen auf den Körper, wie wenn die eine Überzeugung eine Bewegung in der einen und die entgegengesetzte eine Bewegung in der entgegengesetzten Richtung zur Folge hätte, oder die eine ein Stehen, die andere ein Sitzen u. dgl. — was physiologisch unmöglich zugleich sein kann. Aber durchaus nicht alle Überzeugungen haben solche Wirkungen zur Folge. Und was das Psychische anbelangt, so gilt, wie schon angedeutet: wenn ein gleichzeitiges entgegengesetztes Verhalten zum selben Gegenstand sich nicht ausschließt, so ist kein Grund vorhanden, warum widerstreitende Überzeugungen wegen ihrer Wirkungen inkompatibel sein sollten. Ist aber jenes der Fall, dann schließen sich diese auch, abgesehen von ihren Wirkungen, in sich selbst aus. Mit ihnen dann aber wohl jedes entgegengesetzte Verhalten zur selben Materie, möge man es ein Urteilen oder ein Annehmen heißen.

Dazu kommt, daß doch auch die Annahmen entgegengesetzte Wirkungen in der Seele haben können, z. B. wenn man daraus, daß A sei, hypothetisch andere Konsequenzen zieht als daraus, daß es nicht sei. (Vgl. die Annahmeschlüsse MEINONGS!) So ist nach keiner Seite abzusehen, warum bloß entgegengesetzte Urteile sich nicht vertragen sollen, Annahmen dagegen wohl.

§ 8. Wir haben damit an einen Punkt gerührt, der überhaupt die Bedenken gegen MEINONGS Annahmetheorie verstärken muß, nämlich die Frage nach der Stellung, welche sie, im Gegensatz zu den Urteilen, den Vorstellungen gegenüber einnehmen sollen.

Ein bisher übersehenes Mittelding zwischen beiden sollen sie sein. Sieht man aber näher zu, so zeigt sich, daß MEINONG bei der Ausstattung dieses Neugefundenen oder Neugeschaffenen ziemlich alle genetischen Gesetze und Eigentümlichkeiten von den Vorstellungen hernimmt, dagegen in deskriptiver Be-

ziehung ihm die unseres Erachtens wichtigsten Züge des Urteils gibt.

Die Annahmen sind ja nach ihm ein Anerkennen und Verwerfen. Es soll ihnen etwas der Evidenz wenigstens Ähnliches zukommen und man könnte — wie wir gesehen haben — nicht umhin, ihnen unter Umständen auch etwas wie apodiktischen Charakter zuzuschreiben. Alles Dinge, die beim Vorstellen ganz und gar ausgeschlossen sind.

Was aber die Gesetze ihrer Genesis betrifft, so sollen sie darin wesentlich mit den Vorstellungen übereinstimmen. Sie sollen eben so sehr wie diese der Willkür unterliegen und ganz wie sie, auch wenn sie sich kontradiktorisch oder konträr entgegengesetzt sind, doch kompatibel sein, unter sich und mit gleichzeitigen entgegengesetzten Urteilen. Freilich, indem MERXON von „Annahmeschlüssen“ spricht, muß er lehren, daß der Schlufssatz, obwohl eine Annahme, durch die Prämissen motiviert auftritt<sup>1</sup>, ja er schreibt ihm, wie wir wissen, einen evidenzähnlichen Charakter zu und wird ihn so doch wohl der direkten Herrschaft des Willens entzogen sein lassen. Aber dieses Zugeständnis droht eben nur, ihn in Widerstreit zu bringen mit seiner sonstigen Lehre, daß den Annahmen, im Gegensatz zu den Urteilen und in Übereinstimmung mit den Vorstellungen, eine besonders weitgehende Beherrschbarkeit durch den Willen eigentümlich sei. Und was die Kompatibilität des Entgegengesetzten betrifft, die den Annahmen gleichfalls im Gegensatz zu den Urteilen eigen sein soll, vermag er — wie wir schon gesehen haben — sie in keiner Weise zu erklären. Er muß sie, die den Urteilen fehlen, den Annahmen aber zukommen soll, ohne daß man einsieht, warum, kurzweg als letztes Faktum postulieren und kompliziert dadurch die ganze Hypothese durch ein neues ihre Wahrscheinlichkeit gefährdendes Moment.

Wenn er endlich einwenden würde, er schreibe doch den Annahmen Aktivität zu, und dies sei eine die Gesetze der Genesis betreffende Eigentümlichkeit, die sie mit den Urteilen nicht mit den Vorstellungen (welchen vielmehr Passivität anhafte) gemein haben, so will ich gerne zugeben, daß mit „Aktivität“

<sup>1</sup> BRENTANO verwendet diesen Namen bei den wirklichen Schlüssen für den Umstand, daß der Schlufs um der Prämissen willen fürwahrgehalten wird und wir uns dieses Hervorgebrachtwerdens des einen durch das andere Urteil (oder die anderen Urteile) bewußt sind.



und „Passivität“ jedenfalls kein deskriptiver Unterschied gemeint sein kann. Wenn er wirklich bestände, müßte er gewiß ein genetischer sein. Aber wir haben bereits früher gesehen, daß die Annahme eines solchen fiktiv ist, und so bleibt es dabei, daß in genetischer Hinsicht nach MEINONG die Annahmen wesentlich den Vorstellungen, in deskriptiver dagegen weit mehr den Urteilen verwandt wären. Und diese Art ein Mittelding zwischen der Klasse Vorstellung und Urteil zu schaffen scheint mir keine glückliche; da wir sonst in der ganzen Natur finden, daß die deskriptiven Unterschiede die fundamentaleren sind, an die sich die Eigentümlichkeiten der Genesis als Folgen knüpfen. Deskriptiv Gleichartigem kommen auch gleichartige genetische, deskriptiv verschieden Geartetem auch verschiedenartige Gesetze des Entstehens und Vergehens zu.

§ 9. Nur kurz sei endlich noch erwähnt, daß MEINONG sich gedrängt sieht, wie den Urteilen „Annahmen“ d. h. — wie er sich auch ausdrückt — „Scheinurteile“ oder „Phantasieurteile“, so den Gefühlen und Begehrungen auch Schein- oder Phantasiegefühle und Schein- oder Phantasiebegehrungen entgegensetzen. Wie den Annahmen, so soll auch diesen Scheininteressen der Ernst fehlen. Freilich kann er die Analogie von vornherein nicht voll festhalten. Denn während er die Annahmen als ein Zwischengebiet zwischen Vorstellen und Urteilen bezeichnet, finde ich nicht, daß er die Scheingefühle als ein Mittelding etwa zwischen den intellektuellen Zuständen und denen des wirklichen Gefühls hinstellte. Hier spricht er von einer Unterstufe und Oberstufe. Ersteres sollen die Schein- oder Phantasiegefühle, letzteres die wirklichen Gefühle sein. Und analog sollen sich Schein- und wirkliche Begehrungen und Schein- und wirkliche Urteile als Unter- und Oberstufe verhalten. Doch auf das Prekäre dieser Details will ich nicht weiter eingehen. Nur das muß ich betonen, daß mir überhaupt die Lehre von der Existenz dieser vermeintlichen Analoga der „Annahmen“, der sog. Phantasiegefühle und Phantasiebegehrungen, nicht geringere Bedenken erregt als die von den Phantasieurteilen oder Annahmen selbst. Wohl weiß ich, daß man statt zu fühlen und zu begehren, solche Zustände auch bloß vorstellen kann. Aber ein bloß vorgestelltes Fühlen ist natürlich so wenig ein Fühlen als ein bloß vorgestelltes Pferd ein Pferd ist. Auch das sei zugegeben, daß wir Gefühle und Begehrungen haben können, die nicht voll zur



Wirkung kommen sondern von anderen zurückgedrängt und in ihren Folgen paralytisiert werden. Aber sowohl die unterliegenden als die dominierenden sind doch wirkliche Gefühle. Dagegen ein Gefühl, bei dem gar kein ernstliches Interesse gegeben wäre, ein Scheingefühl, kommt mir vor wie ein Rot, das keine Farbe wäre.

Doch nicht genug. Ein weiteres Analogon der Annahmen und Scheingefühle und Phantasiebegehrungen sieht MEINONG auch in den Phantasievorstellungen im Gegensatz zu den Wahrnehmungsvorstellungen; wenn er auch hier die ersteren nicht Unterstufe der letzteren nennen will (begreiflich!) und es natürlich noch weniger seine Meinung ist, daß die Phantasievorstellungen als Mittelding zwischen anderen Klassen von psychischen Beziehungen angesehen werden könnten (so wie die Annahmen ein Mittleres zwischen Vorstellen und Urteilen sein sollen) oder daß die Phantasievorstellungen Scheinvorstellungen d. h. gar keine Vorstellungen seien, so wie die Annahmen keine Urteile. Aber dennoch soll nach MEINONG eine Parallele bestehen zwischen den Phantasievorstellungen, Phantasieurteilen usw. einerseits und den Wahrnehmungsvorstellungen, wirklichen Urteilen usw. andererseits, wenn man auch zunächst nicht mehr recht weiß, worin sie nun noch liegen soll.

Aber wie immer dem sei; ich möchte doch fragen, was hier unter Phantasievorstellungen im Gegensatz zu Wahrnehmungsvorstellungen gemeint sei. Denn das erst wird uns in den Stand setzen, an der Hand der Erfahrung zu entscheiden, ob in den Phantasievorstellungen etwas Tatsächliches vorliege, was irgend eine Analogie zeige zu den vermeintlichen Phantasieurteilen und Phantasiegefühlen.

Ich nehme an, daß MEINONG mit dem Unterschied von Phantasie- und Wahrnehmungsvorstellungen nicht lediglich genetische Differenzen meint. Denn sonst fehlte die gewünschte Analogie zwischen diesem Gegensatz und dem von Annahmen und Urteilen, Scheingefühlen und wirklichen Gefühlen, was ja doch deskriptive Unterschiede sein sollen, gänzlich und von vornherein.

Ist also unter Wahrnehmungsvorstellung etwa eine (anschauliche) Vorstellung samt einem damit verbundenen evidenten oder instinktiven affirmativen Urteil gemeint, welches das Vorgestellte für tatsächlich jetzt seiend nimmt? (Denn dergleichen pflegt

man üblicherweise „Wahrnehmung“ zu nennen.) Wenn dies gemeint ist, dann müßte der Gegensatz dazu — also die Phantasievorstellung — einerseits gesucht werden in einem von einem Urteil begleiteten Vorstellen, welchem das Vorgestellte nicht als gegenwärtig sondern als vergangen erschiene, andererseits in einem Vorstellen, das überhaupt nicht von einer solchen (evidenten oder instinktiven) Affirmation des Vorgestellten begleitet ist. Allein hat dieser Gegensatz irgendeine Ähnlichkeit mit dem vermeintlichen Gegensatz von Scheinurteilen und wirklichen Urteilen? Ich bin aufgerstanden, eine solche zu entdecken.

Will also MEINONG vielleicht, und dies scheint allerdings seine Meinung, diesen Unterschied, ob die Vorstellung von einem affirmativen Urteil begleitet sei oder nicht und ob im ersteren Fall das Vorgestellte als gegenwärtig oder vergangen erscheine, nicht herangezogen wissen? Wenn dies, und wenn wir also auf dem Gebiete des bloßen Vorstellens bleiben, dann wüßte ich schlechterdings keinen anderen deskriptiven Unterschied als den zwischen Anschauungen von verschiedener Intensität und den zwischen Anschauung und Begriff. Aber auch zwischen diesen Gegensätzen und dem von Urteil und Scheinurteil vermag ich keinerlei Analogie zu entdecken.

Oder soll endlich die Verwandtschaft zwischen Phantasievorstellung, -urteil, -gefühl usw. etwa darin liegen, daß die letzteren in der Regel auf die ersten, d. h. auf etwas bloß Phantasiertes, gerichtet seien? Das scheint MEINONG in der Tat sagen zu wollen. Aber weder wenn man dabei unter Phantasievorstellungen schwache Empfindungen wie ARISTOTELES, noch wenn man Begriffe wie JOH. v. MÜLLER, noch wenn man Vorstellungen von Abwesendem wie LOTZE darunter versteht<sup>1</sup>, könnte ich zugeben, daß das darauf gerichtete Anerkennen und Verwerfen in der Regel ein bloßes Scheinurteil und die

<sup>1</sup> Das anerkennende oder leugnende Verhalten von Vergangenen und Zukünftigem wäre dann meist ein Annehmen. Ja sogar die Erscheinungen des unmittelbaren Gedächtnisses, welchen MEINONG doch Evidenz zuschreibt (indem er sie, in allerdings nicht zu billigender Weise, für „evidente Vermutungen“ hält) wären dann oft Annahmen, also nach ihm jeder Überzeugung bar. Dies wird er sicher als seiner Ansicht widerstreitend ablehnen. Aber was ist dann überhaupt unter den „Phantasievorstellungen“ gemeint, welche die Basis des „Scheinurteils“ sein und einen irgendwie analogen Gegensatz zu den Wahrnehmungsvorstellungen bilden sollen, wie jenes zum wirklichen Urteil?

darauf gerichteten Gefühle und Begehungen bloße Scheingefühle und Scheinbegehungen seien. Kurz, die Analogien, die MEINONG für seine „Annahmen“ sucht, sind nicht geeignet, diese seine ursprüngliche Entdeckung zu stützen sondern eher sie auch dem, der sich auf den ersten Blick von ihr bestechen liefs, um so rascher wieder verdächtig werden zu lassen.

## II. Abschnitt.

### Nachweis der Unnötigkeit der Hypothese.

Durch das Vorausgehende ist wohl schon zur Genüge klar geworden, daß MEINONGS „Annahmen“ keine unbedenkliche, vielmehr eine vorgängig recht wenig wahrscheinliche Annahme sind. Wenn sich also die Tatsachen unseres psychischen Lebens ohne sie erklären lassen, so wird — denke ich — niemand darüber im Zweifel sein, wohin sich die Wagschale der Logik neige.

Werfen wir denn einen Blick auf das Wichtigste von dem, was MEINONG nur aus jener Hypothese oder wenigstens leichter aus ihr als aus jeder anderen begreifen zu können meint.

§ 10. Wir beginnen mit der schon früher erwähnten Berufung auf die sog. negativen Begriffe, worauf MEINONG das größte Gewicht legt und die seiner Meinung nach nur als negative Annahmen angesehen werden könnten.

„Wo es sich um Negation handelt, da — wird uns gesagt — ist der Bereich des bloßen Vorstellens überschritten.“

Demgegenüber müssen wir fragen, was hier unter Negation gemeint sei. Die eigentümliche Bewusstseinsbeziehung des Negierens, Leugnens oder Verwerfens und das Geleugnete als solches sind natürlich etwas, was nie im Bereiche des Vorstellenden als solchem liegt. Wohl aber gehört in diesen Bezirk das Vorstellen des Leugnens und des Geleugneten als solchen und ebenso die Vorstellung des zu Leugnenden d. h. des Nichtexistierenden. Auch bei den letzteren Begriffen muß (da sie relative sind) die Vorstellung des Leugnens mit gegeben sein, und diese, wie jede andere Vorstellung, setzt — da es keine angeborene Vorstellungen gibt — Erfahrungen, speziell die Erfahrung eines Leugnens und eines Geleugneten als solchen und die Reflexion darauf voraus. Nicht aber ist sie selbst ein Leugnen und dasselbe gilt von der Vorstellung oder dem Begriff des zu Leugnenden d. h. Nichtexistierenden.

Nicht anders aber steht es weiter auch mit jenen negativen Begriffen, auf welche MEINONG sich beruft, wie Nichtrot, Nichtrund, Nichtmensch usw. Nichtrotes heisst meines Erachtens dasselbe wie: etwas, wovon es falsch ist, dafs es rot ist<sup>1</sup>, und dies ist eine relative Bestimmung, welche die Vorstellung eines verwerfenden Urteils aber nicht ein verwerfendes Urteil involviert.

MEINONG bemerkt selbst, dafs M nicht A ist, sei eine Art Relation zwischen M und A, die sich natürlich vorstellen lassen müsse, und dadurch sei dann auch ein Weg gefunden durch Abstraktion zu einem vorstellbaren Non-A zu gelangen und so-nach zur Vorstellung eines sozusagen negativen Gegenstandes. Doch wendet er sofort ein: „Nun erwäge man aber, was für einen Apparat, wenn man so sagen darf, eine derartige Vorstellung voraussetzt. Um an ein „Nicht rundes“ zu denken, hätte ich den Gedanken zu konzipieren: „Etwas, von dem das Urteil gilt, es sei nicht rund.“ Während hier jeder Unvoreingenommene meinen wird, sich mit seinem Vorstellen im Gebiete der Gestalten zu bewegen, hätte man in Wahrheit aufser an Rund auch noch an etwas von Gestalten ganz Verschiedenes, nämlich an das negative Urteil und dessen Verhältnis zu dem, wovon es gilt, zu denken. Das ist natürlich möglich; aber das Hereinziehen psychologischer und erkenntnistheoretischer Dinge in das in der Regel ganz anderen Interessen zugewandte Denken ist eine so auffallende Sache, dafs derlei, wo es sich zuträgt, auch schon flüchtiger Beobachtung nicht wohl entgehen kann. Nun vermag aber bei den sogenannten negativen Vorstellungen, vielleicht ganz seltene Ausnahmen abgerechnet, auch die gespannteste Aufmerksamkeit von einem Umwege eben beschriebener Art nichts zu entdecken. Praktisch kommt also die Möglichkeit dieses Umweges völlig aufser Betracht und soll auch im folgenden aufser Betracht bleiben“ (a. a. O. S. 13).

Nicht die Unmöglichkeit also, aber wenigstens eine grofse Unwahrscheinlichkeit soll nach MEINONG dafür bestehen, dafs wir z. B. bei Nichtrot etwa dächten: etwas, wovon es falsch ist, dafs es rot ist. Darum meint er, diese und jede ähnliche Möglichkeit aufser Betracht lassen und annehmen zu dürfen, dafs ein einfacherer Gedanke nämlich eine „Annahme“ den wirklichen

---

<sup>1</sup> Vgl. darüber meine demnächst erscheinenden „Beiträge zur allgemeinen Grammatik und Sprachphilosophie“.

psychischen Tatbestand bilde. Für die Unwahrscheinlichkeit jener Hypothese aber führt er mehreres ins Feld, was wir auseinanderhalten und einzeln ins Auge fassen wollen.

Erstlich erblickt er darin ein Hereinziehen erkenntnistheoretischer und psychologischer Dinge in ein (in der Regel) ganz anderen Interessen zugewendetes Denken.

Soll nun dies heißen, daß, wer bei „nichtrot“ den von uns vertretenen Gedanken (nämlich: etwas, wovon es falsch ist, daß es rot sei) denkt, damit sein Interesse erkenntnistheoretischen und psychologischen Dingen zuwende? Das wäre offenbar zu viel gesagt. Nur das behaupte ich, daß er gewisse Vorstellungen und Begriffe in seinem Bewußtsein hat, die für den Erkenntnistheoretiker und Psychologen Gegenstand des Interesses sind oder sein können, nicht daß er selbst ihnen ein solches theoretisches Interesse entgegenbringe. Von den Vorstellungen, die wir gleichzeitig haben, brauchen und vermögen ja nicht alle Gegenstand unserer speziellen Beschäftigung, noch weniger eines allseitigen Interesses zu sein, und während wir z. B. nur physikalischen oder geologischen, oder technischen oder sonstigen praktischen Fragen unsere Aufmerksamkeit zuwenden, sind vielfach Begriffe in unserem Bewußtsein, die für den Psychologen, Erkenntnistheoretiker, Ethiker von Wichtigkeit sind, denen wir aber im Augenblick gar nicht dieses Interesse zuwenden.

Doch weiter: Ist nicht auch schon das verwunderlich, daß jene Begriffe in uns sein sollen, während der „Unvoreingenommene“ nichts davon weiß; wie ein solcher denn z. B. nach MEINONG nicht zu sagen wüßte, daß er bei „nichtrot“ an ein Urteil denke.

Demgegenüber muß ich bemerken, daß, wenn der „Unvoreingenommene“ zugleich ein in psychologische Beobachtung Uneingeweihter ist, dies nicht im mindesten Staunen erwecken darf. Denn es ist etwas völlig anderes, einen psychischen Zustand in sich erfahren, und etwas anderes, sich von ihm deutlich Rechenschaft geben. Das letztere ist Sache besonderen Talentes und insbesondere auch spezieller Übung. Aber angenommen, es könnten auch talentvolle und geübte psychologische Beobachter, die — vom theoretischen Interesse geleitet — den negativen Begriffen ihre Aufmerksamkeit zuwendeten, nicht entdecken, daß

wir dabei regelmäßig an Urteile dächten, was folgt Entscheidendes daraus?

Vor MEINONG hat ja trotz derselben Aufmerksamkeit auch niemand bemerkt, daß eine ganz neue Klasse psychischer Beziehungen, die „Annahmen“, hier im Spiele sein sollen. Überhaupt gibt dieser Forscher selbst zu, die psychologische „Theorie“ (d. h. die Psychologen ganz allgemein) habe die „Annahmen“ ungefähr in demselben Maße vernachlässigt, als sie der Praxis des täglichen Lebens geläufig seien. Wenn dies nicht von vornherein gegen die Existenz jener von MEINONG statuierten neuen Klasse von psychischen Beziehungen spricht, so spricht es auch nicht gegen die Richtigkeit unserer Lehre, wenn einzelne Psychologen den von uns behaupteten Tatbestand nicht in sich finden zu können meinen. Man kann, wie MEINONG selbst zugeibt, infolge von Voreingenommenheit oder aus anderen Gründen etwas übersehen, was tatsächlich doch da ist, und darum ist es nicht geraten, etwas — was einem die eigene Erfahrung nicht zu zeigen scheint — sofort außer Betracht zu lassen sondern es erscheint ratsamer, die Sachlage reiflicher zu prüfen, wie ich dies denn auch bezüglich der MEINONGschen „Annahmen“, obwohl unfähig sie in mir zu entdecken, nicht von der Hand weise.

Doch! Ist nicht die größere Einfachheit des Gedankens, den MEINONG in den negativen Termini ausgesprochen finden will, im Vergleich zu dem, der nach mir dessen Sinn bilden soll, schon etwas, was seine Hypothese vor der althergebrachten Lehre empfiehlt? Auch dies kann ich nicht ohne weiteres zugeben.

Vor allem ist darum, weil der Gedanke, der nach dieser Ansicht die Bedeutung der negativen Termini bildet, komplizierter ist, nicht auch die Hypothese selbst komplizierter. Denn von letzterem kann man ja nur da sprechen, wo es sich um eine Mehrheit von unabhängigen Elementen handelt, die verbunden werden um die betreffende Annahme zur Erklärung einer fraglichen Erscheinung tauglich zu machen. In unserem Falle aber sind die Teile des Gedankens, durch den ich „nichttrot“ u. dgl. interpretire, notwendig miteinander gegeben, und daß es überhaupt solche negative Vorstellungen gebe, ist keine verwunderliche noch neue Annahme. MEINONG selbst muß zugeben, daß ihre Bildung zu erwarten ist, da wir negative Urteile besitzen und durch Reflexion auf unser Urteilen und seine Inhalte überhaupt mannigfache Begriffe bilden. Dann aber ist offenbar seine



Hypothese, daß nämlich diese negativen Vorstellungen, deren Denkbarekeit er nicht leugnen kann, zur Erklärung der Tatsachen nicht ausreichen sondern daneben die zweifellos neue und — wie wir gesehen haben — mit mancherlei unwahrscheinlichen Absonderlichkeiten (um nicht mehr zu sagen) belastete Annahme von „Scheinurteilen“ gemacht werden müsse, die kompliziertere und von vornherein weniger probable.

Doch vielleicht sagt man, wenn diese Annahme auch komplizierter sei, so habe sie doch den Vorteil, daß der durch sie supponierte Gedanke ein einfacherer sei als die negative Vorstellung.

Allein warum eigentlich dies ein Moment sein soll, das die Hypothese ohne weiteres empföhle und die andere verdächtige, ist mir nicht begreiflich, und ich frage mich vergeblich nach zwingenden Gründen für eine solche Behauptung. Denn daß nicht etwa die Kürze des sprachlichen Ausdrucks als untrügliches Zeugnis für Einfachheit und gegen Komplikation des Ausgedrückten gelten könne, scheint mir zweifellos und glaube ich an anderem Orte überzeugend darzutun.<sup>1</sup> Wie kompliziert doch sind Gedanken wie „Freundschaft“, „Staat“, „Kirche“ usw. trotz der Kürze des Namens! Aber durch was sonst sollte das Vorurteil erweckt werden, daß in „nichtrot“ kein komplizierter sondern ein einfacher Gedanke stecke? Ich glaube, wer tiefer in die Psychologie einzudringen sucht, der wird sich im Gegenteil überzeugen, daß oft, wo der Nichtpsychologe es mit einer ganz einfachen Erscheinung zu tun zu haben glaubt, in Wahrheit recht komplizierte vorliegen.

Ja, bezüglich der MEINONGSchen Auffassung der negativen Begriffe als „Annahmen“ könnte man in Wahrheit noch Bedenklicheres als den Vorwurf, der supponierte Gedanke sei kompliziert, geltend machen. Wenn Non A eine prädikative Annahme ist (= etwas ist nicht A), so ist darin das Subjekt anerkannt. Man kann ja nicht von einem Subjekte etwas präzisieren oder ihm etwas absprechen, ohne es anzuerkennen.<sup>2</sup> Ist aber eine

<sup>1</sup> In den schon erwähnten „Beiträgen usw.“.

<sup>2</sup> MEINONG gibt dies freilich nicht zu. Nach ihm kann man im (wahrhaft) kategorischen Satz etwas mit einem anderen identifizieren oder für nichtidentisch erklären, ohne es für seiend zu halten. Schon ARISTOTELES aber hat die Unmöglichkeit dessen eingesehen. Vgl. darüber meine „Beiträge usw.“



solche Annahme in jedem Urteil, das sich auf einen sog. negativen Begriff bezieht, als Element involviert, so auch in dem Urteil: Ein Non A gibt es nicht. Und damit ist gesagt, daß in dem psychischen Verhalten, welches verwirft, daß es etwas gibt, was nicht A ist, als konstituierender Bestandteil die Anerkennung: etwas ist und ist nicht A eingeschlossen sei, daß also seine Elemente unter sich in Widerspruch stehen. Die Aussage, daß das negative Verhalten ein urteilendes, das darin (angeblich) implizierte affirmative ein annehmendes sei, haben wir früher schon gewürdigt. Da hier und dort nach MEINONG ein Anerkennen und Verwerfen im selben Sinne gegeben sein soll, so haben wir an der Position und der entgegengesetzten Negation eben doch ein widerspruchsvolles Verhalten vor uns, mag man nun beide Elemente ein Urteilen oder eines ein „Annehmen“ und nur das andere ein Urteilen heißen.

Nur einen Ausweg sehe ich aus der Verlegenheit; wenn nämlich MEINONG der Behauptung, in „Ein Non A gibt es nicht“ bilde die Annahme, daß etwas nicht A sei, die Materie des verwerfenden Urteils, einen ganz anderen Sinn gibt. Aber nur eine Interpretation ist außer der, die uns jenes widerspruchsvolle Verhalten zumutet, noch möglich. Es kann unter „Annahme“ dann nur der Inhalt der sog. Annahme Non A (d. h. nach MEINONG: etwas ist nicht A) verstanden werden.<sup>1</sup> Und dies ist nichts anderes als eine bestimmte Klasse von Gegenständen, deren Vorstellung durch Reflexion auf die negative Prädikation gebildet ist. Dieser Inhalt wird vorgestellt, und so zum Gegenstand des Urteils gemacht. Kurz wir haben damit wesentlich diejenige Auffassung vor uns, die wir für die richtige halten und bei der die ganze MEINONGsche Annahmehlehre entfällt.

So bleibe ich dabei, daß bei Begriffen wie „nichttrot“ nicht eine Negation, wohl aber die Vorstellung einer solchen und die von etwas, was dadurch relativ bestimmt ist, gegeben sei.

<sup>1</sup> Denn etwa zu sagen, unter „Annahme“ sei hier der Akt oder die Beziehung des prädikativen Annehmens „Etwas ist nicht A“ gemeint, ist ja ganz unmöglich. Daß die subjektive Tatsache dieses in mir stattfindenden Annehmens anzuerkennen sei, ist doch durchaus nicht der Sinn dessen, was ich mitteilen will, indem ich sage: Ein Non A ist, und noch weniger will ich mitteilen, daß sie zu leugnen sei, indem ich sage: Ein Non A ist nicht. Was ich dem Hörer mitteilen will, ist vielmehr etwas Objektives.

Ganz analog ist es beim Begriff „besser“. Auch hier könnte Einer mit demselben Rechte behaupten, wer sagt, A ist besser als B, müsse A dem B vorziehen. Die Wahrheit ist aber nur die, daß der Begriff des Besseren, d. h. des Vorzüglichen, die Vorstellung des Vorziehens voraussetzt und diese nur aus der Erfahrung irgend eines tatsächlichen Vorziehens gewonnen sein kann.

§ 11. Ein anderer Punkt, der nach MEINONG offenkundig die Klärung und Lösung nur durch die Lehre von den „Annahmen“ soll finden können, ist das, was er die „Gegenständlichkeit bei negativen Urteilen“ nennt.

Es ist bekannt, so führt er S. 105 aus, daß sich die eigentümliche Stellung der Negation zur Affirmation bereits längst der Aufmerksamkeit mehr als eines Beobachters aufgedrängt hat. Man hat bemerkt, daß es in der Natur des negativen Urteils liegt, nicht „frei einzusetzen“, wie die Musiktheoretiker sagen, sondern einer Art affirmativer Vorbereitung zu bedürfen. Wenn A B ist, liegt hierin Anlaß genug, eventuell dem A das B im affirmativen Urteile zuzuerkennen; von A aber zu negieren, daß es etwa C ist, dazu scheint doch nur Anlaß und Gelegenheit vorzuliegen, wenn dem urteilenden Subjekte der Gedanke ausreichend nahe getreten ist, das C vom A zu affirmieren. Daß so jede Negation auf eine gegenstandsgleiche Affirmation zurückweist, das kommt auch in der eigentümlichen Weise zur Geltung, in der der sprachliche Ausdruck der Negation gegenüber dem der Affirmation differenziert ist. Stünden beide einander durchaus auf gleichem Fusse zur Seite, so wäre ja doch wohl auf ein Ausdrucksmittel für das Urteil schlechthin und dann auf Zutaten zu rechnen, durch welche das Urteil je nach Bedarf als affirmativ oder negativ gekennzeichnet würde. Inzwischen bietet die Sprache normalerweise zunächst einen bestimmten Ausdruck für die Affirmation, der dann erst durch einen besonderen Beisatz in den Ausdruck der Negation abgeändert wird. Das an die affirmative Aussage angeschlossene „nicht“, das die negative Aussage konstituieren hilft, bietet so eine Art äußerlichen Beleges für das Hinzutreten der Negation an die vorgegebene Affirmation.

Nun ist aber sofort ersichtlich, daß, wer hier soweit geht, ein affirmatives Urteil als Voraussetzung für das negative in Anspruch zu nehmen, damit den Tatsachen ganz zweifellos Gewalt antut. Negiere ich die Existenz eines runden Viereckes, so werde

ich dazu sicher Veranlassung gehabt haben, aber es müßte doch mit seltsamen Dingen zugehen, wenn ich vorher an das Rundsein des Vierecks geglaubt hätte. Auch wo eine *quaestio facti* in einem negativen Urteile ihre Beantwortung findet, mag eine wirkliche Frage ganz wohl der Anlaß dazu gewesen sein, aber bei weitem nicht eine Vorwegnahme der Beantwortung durch ein affirmatives Urteil. Dagegen legt der Hinweis auf die Eventualität einer Frage im gegenwärtigen Zusammenhange den Gedanken außerordentlich nahe, der aufgewiesenen Übertriebenheit dadurch zu steuern, daß die Rolle einer Voraussetzung für das negative Urteil zwar nicht einem affirmativen Urteil, wohl aber einer affirmativen Annahme zuerkannt wird.“<sup>1</sup>

Demgegenüber sei zugegeben, daß unser Denken mit Affirmationen beginnt. Daß aber jede einzelne Negation durch eine Affirmation über denselben Gegenstand vorbereitet sein und diese eine „Annahme“ sein müsse, hat MEINONG nicht bewiesen, weder in dem Sinne, daß jedes negative Urteil — wie SIGWART will — indirekt sei oder gar eine wirkliche Affirmation involviere, noch daß ihm eine solche als Anlaß vorausgehen müsse.

Was das Eine betrifft, daß eine Affirmation nicht bloß den Anlaß zur Negation sondern in widerspruchsvoller Weise ein konstitutives Element derselben bilde, m. a. W. daß für jedes Negieren das Setzen des Negierten innerlich die Grundlage sei, so werden sich zu dieser Lehre wohl wenige verstehen. Um so weniger als sie — selbst den indirekten Charakter jeder Negation angenommen — ganz unnötig ist. Es genüge ja dafür, daß jede Negation auf der Vorstellung des Inhalts einer Affirmation — etwas, was eine unzweifelhaft mögliche und längstbekannte Tatsache ist — basiert sei. Ja diese Auffassung des indirekten Charakters einer Negation wie „A ist nicht“, scheint mir die einzig mögliche, und wer meinte, in der Negation „A ist nicht“ sei die affirmative „Annahme“, daß A sei, gelegnet, dem möchte ich eine analoge Frage stellen wie dem, der lehrt, in: „Ein Non A ist nicht“ sei die Annahme“, daß etwas nicht A sei, verworfen. Ich verweise auf das dort Ausgeführte. Die Übertragung macht sich von selbst.

Doch wahrscheinlicher ist nicht dies, sondern nur das zweite MEINONGS tatsächliche Ansicht, nämlich daß die negativen Ur-

<sup>1</sup> Auch die negativen Annahmen selbst sollen nach MEINONG nicht „frei einsetzen“ sondern affirmativer zur Vorbereitung bedürfen.

teile in dem Sinne an eine „vorgegebene Affirmation hinzutreten“, daß stets eine Affirmation (wenn nicht eine urteilende, so eine „annehmende“) den Anlaß zur Bildung des negativen Urteils bilde. Aber ich finde auch dies — wie schon bemerkt — bei ihm keineswegs hinreichend begründet.

Vor allem, wenn ihm ein Beweis für seine Behauptung darin zu liegen scheint, daß die Sprache das Zeichen der Negation durch Zusammensetzung einer besonderen Partikel mit der Form des Verbum finitum, die sonst Zeichen der Affirmation ist, bilde, so kann ich diese Berufung durchaus nicht zwingend finden.

Fürs erste ist doch diese Methode der Bildung der negativen Aussage durchaus nicht universell, indem manche Sprachen einen besonderen Verbalmodus der Negation besitzen. Ferner stehen sich die Ausdrücke: Ja und Nein völlig ebenbürtig gegenüber, und ebenso ist in der Geberdensprache der Ausdruck für die Verneinung (z. B. das Schütteln des Kopfes) nicht an den für die Bejahung (z. B. das Nicken) angelehnt.

Nehmen wir aber selbst an, allgemein würde der Ausdruck für die Verneinung in der oben von MEINONG hervorgehobenen Weise gebildet, so würde sich dies wohl verstehen lassen, auch ohne die Deutung, die er der Sache geben will. Gerade wie sich auch analoge andere Bildungen, wie z. B. die des Ausdrucks der Zukunft und Vergangenheit durch einen Zusatz zu demjenigen für die Gegenwart, und desjenigen für die Möglichkeit in Anlehnung an den für die Wirklichkeit, sich begreifen lassen ohne die Lehre, daß der Glaube an die Zukunft immer zur „Annahme“ der Gegenwart und der an die Möglichkeit zur „Annahme“ der Wirklichkeit hinzutrete. Und wie kein ernst zu nehmender Psychologe daraus, daß man für Schmerz auch Ausdrücke wie Unlust, dislike, dispiacere u. dgl. gebildet hat<sup>1</sup>, schließen wird, der Schmerz könne

<sup>1</sup> Vgl. FR. BRENTANO, Vom Ursprung sittlicher Erkenntnis S. 67. SIGWART hat für seine Meinung, daß die negativen Urteile sämtlich indirekt und den affirmativen nicht als ebenbürtige Spezies koordiniert seien, sich unter anderem auch auf die jetzt auch von MEINONG geltend gemachte sprachliche Erwägung berufen, daß das Zeichen des negativen Urteils durchwegs mittels Zusatzes eines Wörtchens wie „nicht“ u. dgl. zum Ausdruck der Affirmation gebildet sei. Demgegenüber hat BRENTANO a. a. O. — wie mir scheint — mit vollem Recht erwidert: „SIGWART ist wohl mit mir und aller Welt darin einverstanden, daß gefallen und mißfallen, sich freuen und trauern, lieben und hassen usw. einander koordiniert sind. Dennoch findet sich in einer ganzen Reihe von Ausdrücken der Name für

nicht „frei einsetzen“, sondern habe stets eine Lust oder wenigstens eine „Scheinelust“ zur Vorbedingung.

Die Sprache würde keine derartige syntaktische Bildungen, ich meine: keine durch Zusammensetzung gewonnene Zeichen, bei denen das Ausgedrückte eine analoge Zusammensetzung vermissen läßt, aufweisen, wenn sie von vollendeten psychologischen Analytikern und zum Zwecke einer möglichst adäquaten Darstellung unseres Innenlebens planmäßig gebildet wäre. Aber von dem allem war natürlich bei der Entstehung unserer Volksidiome keine Rede. Nur im Rohen und Rohesten entsprach und entspricht die Syntaxe der Redeteile, durch welche sie die Ausdrücke für unsere psychischen Zustände und ihre Inhalte zu gewinnen suchten, der natürlichen Gliederung des Ausdrückenden; und die Motive der Bequemlichkeit und Zeichenersparnis, welche überhaupt auf die Entstehung der syntaktischen Redeweise hinwirkten, führten vielfach zu Zusammensetzungen und Fügungen auf Grund einer bloßen fiktiven und imaginären Scheidung im Ausgedrückten.<sup>1</sup> Eine solche ist auch die Zerlegung des Ausdrucks der Negation in zwei Zeichen, wovon das eine für sich allein auch als Bezeichnungsmittel der Affirmation dient, und als Anlaß zu dieser Bildungsweise genügt der Umstand, daß, wie unsere ersten Urteile, so auch unsere ersten Aussagen affirmativer Natur waren. Nach der ganzen Art wie die Sprache gebildet wurde, reichte dies hin, um im Interesse der Zeichenökonomie das Verfahren herbeizuführen, das Ausdrucksmittel für die Negation zu gewinnen, indem man dasjenige für die Affirmation durch eine beigefügte Geberde oder Partikel oder dgl. modifizierte, und Ähnliches gilt bezüglich der analogen Bildungen der Ausdrucksmittel für die Vergangenheit und Zukunft und für die Möglichkeit. Der Gedanke der Gegenwart und Wirklichkeit war zweifellos früher, braucht aber nicht in jedem Falle dem der anderen Temporalbestimmungen und dem der Möglichkeit voranzugehen.

die Abneigung im Gemüte dependent von dem Namen für die Zuneigung gebildet: z. B. Neigung, Abneigung; gefallen, mißfallen; Lust, Unlust; Wille, Widerwille; froh, unfroh; glücklich, unglücklich; lieb, unlieb; schön, unschön; angenehm, unangenehm.“

Alles das spricht auch gegen MEINONGS verwandte Berufung auf die häufige Methode des Ausdrucks bei der Negation.

<sup>1</sup> Ich handle über alle diese Dinge ausführlich in meinen demnächst erscheinenden „Beiträgen zur allgemeinen Grammatik und Sprachphilosophie“.

Doch genug vom Sprachlichen. Was das Sachliche und zunächst die Ansicht MEINONGS betrifft, einem negativen Urteil über eine *quaestio facti* müsse wenigstens eine Frage vorausgehen, was folgt, wenn sie richtig ist? Nicht dafs dabei notwendig eine jenem negativen Urteil gegenstandsgleiche Affirmation (weder ein affirmatives Urteil noch eine solche „Annahme“) sondern blofs dafs die Vorstellung des betreffenden Urteilsinhalts im Spiele sein mufs. Denn mehr braucht bei der Frage von dieser Seite, und abgesehen von den Phänomenen des Interesses und Willens, welche die Frage charakterisieren und den ihnen zugrunde liegenden Urteilen, nicht vorzuliegen.<sup>1</sup>

Den anderen Punkt betreffend, wie ich zur Negierung des Unmöglichen, z. B. eines runden Vierecks komme, so ist zu sagen: dafs es dazu sofort und mit Evidenz kommen kann, wenn ich diese widerstreitende Vorstellung habe und auf sie aufmerksam werde. In der Vorstellung ist hier das negative Urteil motiviert. Fragt man aber, wie ich auf eine solche Vorstellungsverbindung geführt werde, so ist die wahre Antwort: einmal durch widerstreitende Urteile, dann aber auch ohne dies.

Durch widerstreitende Urteile. Denn der Widerstreit der Wahrnehmung eines Gegenwärtigen mit etwas, was, auf Grund früherer Erfahrung, an derselben Stelle oder überhaupt im selben Subjekte erwartet wurde, führt mit Evidenz zur Verwerfung dieses konträr Entgegengesetzten. Und auf Grund dieses apodiktischen Unvereinbarkeitsurteils wird dann das eben gewohnheitsmäfsig Erwartete auch assertorisch verworfen.

Ich kann aber auch willkürlich darauf ausgehen, absurde Begriffsverknüpfungen zu bilden, nachdem ich ein für allemal weifs, wie es gemacht wird, und nachdem die wichtigen, theoretischen und praktischen Einsichten, die sich daran knüpfen, mir ein Interesse für solche Bildungen eingeföfst haben. Und immer kann, wenn die Vorstellung von Konträrem zum Gegenstand der Betrachtung gemacht wird, dies dann auch zu einer apodiktischen und evidenten Verwerfung dieser Verbindung, also zu negativen Erkenntnissen, führen.

---

<sup>1</sup> Auf die Lehre MEINONGS, dafs auch der Fragende „annehme“ und nicht blofs vorstelle, was er zu wissen wünscht, halte ich nicht für nötig näher einzugehen. Was er dafür vorbringt, erledigt sich nach unseren sonstigen Ausführungen von selbst als unstichhaltig.



So ist die Annahme einer Vorbereitung des negativen Urteils durch eine Affirmation überflüssig.<sup>1</sup>

§ 12. Doch hier wird MEINONG einwenden, eben die Bildung solcher Vorstellungen, wie die von Kontradiktorischem und Konträrem, sei auch ein Fall, wo man ohne seine „Annahmen“ nicht auskomme.

Allein das Wahre an seinen bezüglichen Ausführungen (S. 109 ff.) ist nur, daß unanschauliche Vorstellungen, und zu ihnen gehören natürlich auch die von Kontradiktorischem wie A-non-A und von konträr Bestimmtem wie Rundes—Eckiges u. dgl., zu den auf bloßer prädikativer Synthese beruhenden gehören, wovon ich schon in meinen Artikeln über subjektlose Sätze (*Vierteljahrsschr. für wiss. Philos.* 19, S. 63 ff.) gehandelt habe und worauf ich in den demnächst erscheinenden „Beiträgen usw.“ zurückkomme. Wer nie eine Prädikation vollzogen hätte, könnte meines Erachtens auch keine solche prädikativ zusammengesetzte Vorstellung haben. Die betreffenden einfachen Begriffe könnten sich wohl assoziativ in seinem Bewußtsein verknüpfen, aber zu einer solchen Synthese wie sie z. B. in Rotes—Rundes, d. h. Rotes, welches rund ist, vorliegt, käme es nicht.

Allein damit ist keineswegs gesagt, daß jede prädikative Vorstellungszusammensetzung eine entsprechende Prädikation voraussetze. Vielmehr können nach Analogie zu einer einmal gebildeten derartigen Synthese wie: A, welches B ist, beliebige andere gebildet werden wie: A, welches C, B welches D ist usw. ohne daß jedesmal das entsprechende prädikative Urteil A ist C, B ist D usw. vorausgegangen oder gleichzeitig gegeben zu sein braucht.

Noch weniger folgt aus dem oben Zugegebenen, daß in der unanschaulichen Vorstellung selbst eine Prädikation vorliege (sei es eine urteilende, sei es eine annehmende). Stellenweise könnte man glauben, MEINONG wolle die unanschauliche Vorstellung in allen Fällen so aufgefaßt wissen, nämlich daß sie selbst in Wahrheit nie ein bloßes Vorstellen sondern stets viel-

---

<sup>1</sup> Wie die „Gegenständlichkeit des negativen Urteils“, so soll nach MEINONG auch die Gegenständlichkeit der Vorstellung nur aus „Annahmen“, und weder aus der Reflexion auf das Vorstellen selbst noch auf Urteile zu begreifen sein. Allein was er dafür vorbringt, wird sich auf Grund unserer Ausführungen über den Begriff des Vorstellungsgegenstands in den „Beiträgen usw.“ von selbst erledigen.

mehr ein Prädisieren, nur nicht vom Charakter des „Urteils“ (der „Überzeugung“) sondern von dem der „Annahme“ sei, und er halte eine bloße Vorstellungssynthese, wie wir sie annehmen, für unmöglich.

Allein darin wird man doch wieder irre, wenn er — wir hörten es schon — anderwärts selbst erklärt: daß z. B. M nicht A ist, sei eine Art Relation zwischen M und A, die sich natürlich vorstellen lassen müsse und dadurch sei dann auch ein Weg gefunden, durch Abstraktion zu einem vorstellbaren Non-A zu gelangen, und wenn er in der Folge nur die Unwahrscheinlichkeit geltend zu machen weiß, daß uns z. B. bei Nicht-rund die (angeblich so komplizierte) Vorstellung: etwas, von dem das Urteil gilt, es sei nicht rund, vorschwebt. Ich meine, indem hier überhaupt die Möglichkeit zugegeben ist, daß dieser Gedanke uns als bloße Vorstellung gegeben sei, ist auch zugegeben, daß der Gedanke: etwas Rundes, das eckig ist — eine bloße Vorstellungssynthese sein könne.

Aber auch die Behauptung, daß öfter oder in den meisten Fällen dergleichen Gedanken, wie Rundes—Eckiges, die wir eine prädikative Vorstellungssynthese nennen, in Wahrheit „Annahmen“ von prädikativem Charakter seien, führt zu analogen Schwierigkeiten wie die analoge Behauptung bezüglich der negativen Begriffe. Denn auch so muß man unter Umständen dem Urteilenden ein widerspruchsvolles Verhalten zuschreiben, indem z. B. wer sagt: etwas Rundes—Eckiges gibt es nicht, danach gleichzeitig ein Rundes—Eckiges anerkennen und leugnen würde. Denn wer dem Runden zuerkennt, daß es eckig sei (und diese „annehmende“ Prädikation wäre ja nach MEINONG der Sinn des sog. Begriffs: Rundes—Eckiges), der erkennt darin Rundes an. Wer also Rundes—Eckiges denkt, der denkt — wenn dies eine wirkliche Prädikation (sei es eine „annehmende“ oder urteilende) ist „ein Rundes ist“ und es ist eckig, und diese Anerkennung und Zuerkennung müßte involviert sein in dem strikten entgegengesetzten Verhalten, welches verwirft, daß es etwas Rundes—Eckiges gebe. Ich glaube, wenige werden geneigt sein, in dieser Weise den Widerspruch zu einem schier allgemeinwärtigen Elemente unseres psychischen Lebens zu machen.<sup>1</sup>

<sup>1</sup> Ich sage: schier allgegenwärtig. Denn wie oft haben wir es mit verwerfenden Urteilen über negative Begriffe und über unanschauliche Vorstellungssynthesen wie die obigen zu tun? Und wie erst, wenn es

Die einzig mögliche Interpretation, die man der Lehre, daß in einem Satze wie: etwas Rundes—Eckiges gibt es nicht, die Annahme, daß etwas Rundes eckig sei verworfen werde, geben kann, ist analog derjenigen, die wir früher bei der entsprechenden Lehre vom Satze: ein Non A gibt es nicht, besprachen. Da man auch durch den Satz: etwas Rundes-Eckiges gibt es nicht, nicht ein Urteil über etwas Subjektives, wie die Tatsache des Annehmens selbst, dem Hörer suggerieren will sondern etwas Objektives, so kann unter der „Annahme“, die hier als zu verwerfend bezeichnet wird, nur der Inhalt der Prädikation: ein Rundes ist eckig, gemeint sein. Und dieser Inhalt ist ein Gegenstand, dessen Vorstellung erstmals durch Reflexion auf eine Prädikation gebildet, aber nicht selbst eine Prädikation (eine nicht überzeugte, so wenig als eine überzeugte) ist. Er ist die vorgestellte Materie meines Urteils: „Ein Rundes-Eckiges gibt es nicht“, wie in einem anderen Falle, wo ich sage: A ist, A die vorgestellte Materie bildet.

Wo bleibt also eine Nötigung oder auch nur Möglichkeit für affirmative Annahmen, die solchen Urteilen zugrunde lägen?

§ 13. Als eine weitere Klasse von Tatsachen, welche es wenigstens sehr wahrscheinlich machen soll, daß wir „Annahmen“ haben, betrachtet MEINONG das „Vorstellen“ resp. „Nachbilden“ fremder Urteile.

Er will nicht leugnen, daß man sich auch vorstellend vergegenwärtigen könne, daß ein anderer dieses oder jenes urteile. Aber er meint, es geschehe dies erfahrungsgemäß nicht immer. „Man prüfe z. B. — so betont er S. 48 — wie man sich verhält, wenn man sich LOCKES Gedanken über die primären und sekundären Qualitäten zu vergegenwärtigen versucht. Davon, daß da der Gedanke „Urteil LOCKES oder „Meinung LOCKES“ oder dgl. im Vordergrund der Aufmerksamkeit stünde, und das, was LOCKE gedacht hat, sich nur wie eine Art Determination anschlosse, davon ist auch nicht entfernt die Rede. Man hält sich vielmehr an die primären und sekundären Qualitäten selbst; und wird dabei die Autorschaft LOCKES vielleicht zu keiner Zeit ganz

---

— was wir freilich dahingestellt sein ließen — MEINONGS Ansicht wäre, daß jedes negative Urteil in dem Sinne einen „affirmativen Hintergrund“ haben müßte, daß das Negieren auch hier durch ein ihm entgegengesetztes Ponieren innerlich konstituiert würde!

aus dem Auge verloren, so wird dieser Erfolg doch höchstens durch einen an die Hauptgedanken ganz äußerlich sich anknüpfenden Neben- oder Begleitgedanken an jene erzielt. Und das wird um so gewisser der Fall sein, je kompliziertere oder sonst schwierigere Theoreme es zu erfassen gilt, je mehr es darauf ankommt, Theoreme, die ein Ganzes ausmachen, nicht nur als tatsächlich vermöge der Person des Autors zusammengegeben zu erkennen sondern auch ihren Zusammenhang, ihre natürliche Zusammengehörigkeit zu verstehen.

Das Verfahren, das man einschlägt, gleicht also weit mehr einem Nachbilden als einem passiven Beschauen. Wie ist es aber möglich, ein Urteil „nachzubilden“, ohne selbst zu urteilen? — und daß der das Urteil des Anderen Erfassende es dem Stande seiner Überzeugung gemäß nicht miturteilen kann, haben wir ja vorausgesetzt. Oder sollte das Nachbilden etwa darin bestehen, daß man ein dem vorgegebenen konformes Urteil nur sozusagen für den Augenblick fällt, um es dann sogleich wieder zurückzunehmen? Solcher plötzlicher Überzeugungswechsel verstieße gegen alle sonstige Erfahrung, und so steht man eben hier wirklich vor einem der . . . Fälle, wo der gehörte oder gelesene Satz, obwohl er ein Urteil ausdrückt, im Hörenden oder Lesenden doch kein Urteil wachruft. Der einzige psychische Tatbestand jedoch, der das affirmative wie negative Urteil noch „nachzubilden“ imstande ist, kann, soweit unser Wissen reicht, dann eben nur noch die Annahme sein.“ (S. 49.)

Wenn ich recht verstehe, ruht diese Argumentation MEINONGS vornehmlich auf der Behauptung, daß, wenn z. B. die Vergegenwärtigung der Gedanken LOCKES über die primären und sekundären Qualitäten bloß eine Vorstellung des von LOCKE darüber Geurteilten wäre, der Gedanke daran, daß dies LOCKES Meinung war, im Vordergrund unserer Gedanken stehen müßte, während es tatsächlich nur wie ein Begleitgedanke im Spiele sei.

Demgegenüber gebe ich ohne weiteres zu, daß in der Tat die Autorschaft LOCKES in solchem Falle uns nur gleichsam im Hintergrunde des Bewußtseins gegenwärtig zu sein pflegt. Aber ich sehe schlechterdings nicht ein, warum sich dies nicht mit der Annahme vertragen soll, daß im übrigen doch nur ein Vorstellen des Inhalts der LOCKESchen Ansichten gegeben sei. Wie Korrelate untereinander, so werden auch relative Bestimmungen samt den Termini, auf welche die Bestimmung zielt, zwar notwendig zu-

sammen vorgestellt.<sup>1</sup> Aber das eine der Glieder kann dabei doch in einer Weise Gegenstand psychischer Beschäftigung sein, die dem anderen versagt bleibt.

Warum sollte dies nicht auch im obigen Falle bald dem einen bald dem anderen zuteil werden können? Und wenn man von „Nachbilden“ des fremden Urteils spricht und damit nicht ein vorübergehendes analoges Urteilen gemeint ist (und ich will gar nicht behaupten, daß dies etwa immer gegeben sei), warum soll nicht eben eine besondere Betonung des Urteilsinhalts gemeint sein können? Sie verdient ganz wohl den Namen einer Nachbildung des fremden „Urteils“. Denn unter „Urteil“ versteht man ja sehr häufig eben das Geurteilte oder den Urteilsinhalt. Neben der Vorstellung dieses Urteilsinhalts kann zwar diejenige eines Urteilenden (wenigstens im allgemeinen) nicht völlig ausfallen, aber sie kann — wie schon bemerkt — gleichsam im Hintergrund bleiben.

Analog können wir auch den „Willen“ eines anderen, d. h. den Inhalt dieses seines eigentümlichen Interessesphänomens „nachbilden“. Wir tun dies, wenn wir verstehen, was sein Befehl kundgibt und wenn wir dabei vornehmlich auf jenen Inhalt (der ja häufig auch „Wille“ genannt wird) achten. Wäre freilich die Vorstellung des fremden Wollens notwendig stets eine anschauliche, dann müßten wir ein ebensolches Wollen in uns selbst erfahren. Denn ohne dies wäre eine anschauliche Vorstellung von ihm nicht möglich. Aber dies ist gar nicht nötig. Es genügt eine unanschauliche Surrogatvorstellung, die jene Erfahrung nicht voraussetzt.

Was vom Wollen und den Interessesphänomenen gilt, das gilt aber auch vom Urteilen. Zum „Nachbilden“ eines fremden Irrtums und überhaupt eines fremden Urteils genügt eine un-

---

<sup>1</sup> Wenigstens im allgemeinen muß ich, ein Glied einer Korrelation denkend, das andere mitdenken. Und analog ist es bei einer relativen Bestimmung und dem, worauf sie zielt — und darum handelt es sich im Falle, wo wir einen Urteilsinhalt denken. Die Vorstellung eines Urteilenden überhaupt kann nicht fehlen (sie ist kein bloß „ganz äußerlich sich anknüpfender Neben- oder Begleitgedanke“), aber ich brauche nicht an einen bestimmten Urteilenden zu denken, und der Urteilende, ob bloß unbestimmt oder bestimmt vorgestellt, braucht nicht Gegenstand derselben besonderen Beschäftigung zu sein wie das Geurteilte. Im übrigen vergleiche man über den Unterschied zwischen dem, was ich Korrelat und was relative Bestimmung nenne, meine „Beiträge usw.“.

anschauliche Vorstellung des Urteilsinhalts und die eines Urteilenden, wobei die Aufmerksamkeit vernehmlich auf den ersteren gerichtet sein mag.

So sehe ich auch hier keinerlei Nötigung für „Annahmen“, und alles Gesagte scheint mir um so zwingender, als auch MEINONG von seinem Standpunkte unweigerlich zu solchen uneigentlichen Vorstellungen seine Zuflucht nehmen muß. Lehrt er doch, daß wir nicht immer die fremde „Überzeugung“, noch weniger das evidente Urteilen des anderen „nachbilden“<sup>1</sup>, aber trotzdem der Gedanke gegenwärtig ist, daß der andere etwas mit Überzeugung oder mit Evidenz anerkenne oder verwerfe.

§ 14. Doch weiter zu dem, was MEINONG „explizite Annahmen“ nennt, und zu den sog. „Annahmeschlüssen“.

Unter expliziten oder offenen Annahmen versteht der Autor solche, wie sie sich etwa in den Worten äußern: Ich nehme an — oder: nehmen wir an — es sei ein rechtwinkliges Dreieck gegeben, dessen eine Kathete die halbe Länge der anderen hat usw. Oder: Gesetzt der Fall, die Buren hätten gesiegt usw. Wenn er nun bezüglich dieser Annahmen bemerkt, daß sie gemacht werden um Urteile, Erkenntnisse zu gewinnen, so sei dies ohne weiteres zugegeben.

Es kann im Interesse des Erkenntnisfortschritts wichtig sein, die Konsequenzen aus einem gewissen Urteilsinhalt zu ziehen, auch wenn man das betreffende Urteil nicht wirklich fällt. Und die Einsicht in das, was als Folge in einem gewissen Urteilsinhalt beschlossen ist, ist auch nicht an die Bedingung geknüpft, daß man ihn für wahr hält. Aber daß diese Vergegenwärtigung eines Urteilsinhaltes, die kein Urteil ist, eine „Annahme“ in seinem Sinne und nicht ein Vorstellen sei, hat MEINONG durchaus nicht bewiesen. Denn die Berufung darauf, daß es sich dabei auch um Negatives handle, ist — wie wir früher gezeigt haben — untrifftig. Und im übrigen weiß er nur geltend zu machen, daß, wenn ich z. B. die Gültigkeit des Modus Barbara einsehe, ich weder an mich noch an mein Urteilen sondern bloß an die betreffenden Subjekte und Prädikate und deren Relationen denke. Allein daraus, daß ich nicht gerade an mich und mein Ur-

<sup>1</sup> Wenn nach MEINONG den Annahmen nicht Apodiktizität zukommt — worüber er sich nicht völlig klar ausgesprochen — so kann er auch bezüglich dieses Moments am fremden Urteil nur eine uneigentliche Vergegenwärtigung lehren.



teilen denke, folgt nicht, daß „hier von einem vorgestellten Urteilen zu sprechen ganz unempirisch“ sei. Um an einen Urteilsinhalt zu denken, muß ich allerdings auch die Vorstellung eines Urteilenden haben, aber nur im allgemeinen, und auch sie braucht nicht Gegenstand besonderer Beschäftigung zu sein. Diese mag vorwiegend dem Geurteilten zugewendet sein, und darum kann es leicht geschehen, daß das Vorhandensein jener anderen Vorstellung vom Beobachter übersehen wird.<sup>1</sup>

MEINONG sieht in diesem hypothetischen Konsequenzenziehen „Annahmeschlüsse“ und meint, solche Annahmeschlüsse seien es in der Regel, was man hypothetische Urteile nenne. Sie seien der „natürliche und normale Sinn des Wenn-so“. Diese Auffassung der hypothetischen Sätze ist offenbar der KANTSCHEN Lehre verwandt, nach welcher ja auch im Vorder- und Nachsatze ein besonderer Modus des Urteilens, das problematische Urteilen, vorliegen sollte, wo man etwas „beliebig annimmt“.

Ob, wie MEINONG will, dieses hypothetische Konsequenzenziehen geradezu den natürlichen und normalen Sinn des „Wenn-so“ bilde, davon später. Was aber die Auffassung des Vorgangs als eines „Annahmeschlusses“ betrifft, so ist dieses Novum überflüssig. Denn, wie schon bemerkt, genügt es, daß wir den Inhalt gewisser Urteile vorstellen, um aus der Analyse dieser Vorstellungen zu erkennen, was als berechtigte Folge in ihnen enthalten ist, d. h. einzusehen, ohne was die Wahrheit jener Urteilsinhalte nicht bestehen könnte. Die neue Auffassung begegnet aber überdies unverächtlichen vorgängigen Bedenken, wie wir gleichfalls schon früher angedeutet haben. Nach MEINONG ist ja auch der Schlufssatz in einem solchen Schluß eine „Annahme“, und nichtsdestoweniger soll sich an ihm ein „evidenzähnlicher Tatbestand“, eine „relative Evidenz“ vorfinden. Wenn dies, dann doch wohl auch etwas wie Überzeugung, und gleichwohl wurde uns sonst die „Annahme“ wesentlich als ein „Urteil ohne Überzeugung“ definiert. Auch mit Bewußtsein um der Prämissen willen ist diese „Annahme“ angenommen, wenn das be-

---

<sup>1</sup> Ich erinnere daran, daß man gar mancheinen, und selbst manchen Psychologen darauf aufmerksam machen muß, daß ein Korrelat nicht ohne das andere gedacht werden kann. Sie übersehen es. Und noch leichter geschieht dies bei dem Terminus, auf den eine relative Bestimmung zielt. Und darum handelt es sich bei Urteilsinhalt und Urteilendem. Vgl. darüber meine „Beiträge usw.“.

treffende Anerkennen oder Leugnen den Namen einer Folgerung verdienen soll. Aber wie verträgt sich dies mit ihrem Annahmecharakter, dem es auch eigentümlich sein soll jeder Regung des Willens zugänglich zu sein? Ferner: Annahmen können ihrer Natur nach durch Worte suggeriert werden. Folgerungen als solche aber nicht. Auch das zeigt das Befremdliche eines Zustandes, der eine Annahme und doch zugleich eine Folgerung sein soll.

All diesen Schwierigkeiten, ja Unmöglichkeiten, entgeht unsere Auffassung der Sätze wie: Nehmen wir an, es sei AB, so folgt, daß A ist u. dgl.

Sie sind, meinen wir, in Wahrheit Aufforderungen an den Willen zu einer inneren Willenshandlung oder eigentümlichen psychischen Unternehmung. Aber was dadurch zunächst herbeigeführt werden soll und wird, ist in der Regel nichts anderes als ein Vorstellen von gewissen Urteilsinhalten, an welches sich dann allerdings ein wirkliches Urteilen anschließt, nämlich die Erkenntnis der Folgen, die in jenen Inhalten liegen oder exakter gesprochen, dessen, ohne dessen Wahrheit ihre Wahrheit undenkbar ist.<sup>1</sup> Ich sage: in der Regel sei das hypothetische Konsequenzziehen nur ein Vorstellen der sog. Prämissen und des Schlufssatzes, und geurteilt würde nur über die Abfolge. Doch vorübergehend mögen die sog. Annahmen, indem das Bewußtsein, daß der vorgestellte Urteilsinhalt nicht wahr und gesichert ist, aus dem Bewußtsein entschwindet, auch zu Urteilen werden.

Und wenn MEINONG einwendet, ein so „rascher Überzeugungswechsel“ sei gegen die Erfahrung, so scheint er mir dabei den ganzen Umfang dessen, was die Empirie in bezug auf den Kampf widerstreitender Urteile in uns zeigt, nicht genügend überblickt und durchforscht zu haben. Ich erinnere an den Kampf unserer wissenschaftlichen Ansichten über die Außenwelt einerseits und des instinktiven Glaubens an den Sinnenschein anderseits, welcher letzterem wir sofort wieder zum Opfer fallen, wenn jene kritischen Erwägungen und Urteile schweigen und zurücktreten.

---

<sup>1</sup> Ich nenne dies exakter gesprochen; denn man kann ja hier nicht eigentlich von dem Gegebensein der Wahrheit des Schlufssatzes mit dem der Prämissen sprechen, da eben das Eine und Andere nicht Tatsache sondern nur hypothetische Fiktion ist. Die hier gegebene Einsicht ist kein positiver sondern ein negativer Satz.

Aber ob nun das „Angenommene“ bloß vorgestellt oder vorübergehend auch geglaubt werden möge, jedenfalls haben wir an der sog. „relativen Evidenz“ des Schlufssatzes in Wahrheit gar keine Evidenz dieses „Annahmesatzes“ selbst vor uns, sondern evident ist das Urteil, daß die Falschheit des Schlufssatzes und die Wahrheit der Prämissen unverträglich sei, daß das eine mit dem anderen nicht zusammen bestehen könne.

Was endlich den sprachlichen Ausdruck für die Gedanken, deren Natur uns hier beschäftigt, betrifft, so ist bekannt, daß das zuletzt erwähnte Urteil über die Abfolge gerne in die sog. hypothetische Form gekleidet wird, und so geschieht es nicht selten, daß an die Stelle der ganzen Aufforderung: Nehmen wir an, es sei AB, so folgt, daß A ist u. dgl. eine hypothetische Fassung tritt. Aber es liegt dann eben für die Wenn-so-Formel ein Funktionswechsel und nicht ihr eigentlicher und normaler Sinn vor. Noch weniger kann man sagen, der Sinn der Formel sei unnatürlich, wo nicht ein sog. „Annahmeschluss“ ausgedrückt ist. Wenn ich sage: Falls es morgen regnet, wird X mich besuchen, so ist dies, meine ich, doch ein Beispiel eines natürlichen und normalen hypothetischen Satzes. Aber wird hier eine Folgerung aus einer Annahme gezogen? Gewiß nicht. Ebenso wenig soll der Nachsatz als Folge an den Vordersatz geknüpft sein, wenn der sog. Satz der Identität in die Form gebracht wird: Wenn A ist, ist es.

Wie die Dafs-Formel und ähnliche syntaktische Fügungen, so hat auch die Wenn-Formel mannigfache Bedeutungen. Manchmal ist sie bloß eine Aussage (entweder eine einfache — dies wohl seltener — oder eine zusammengesetzte) und dies scheint mir ihr natürlichster Sinn. Es wird gesagt, daß etwas nicht ohne ein anderes sei oder sein könne. Eine andere, übertragene, ist die einer Wunschformel: Wenn ich doch sterben könnte usw. Und ebenso die einer Aufforderung zur Folgerung aus gewissen Annahmen, statt: Nehmen wir an usw.<sup>1</sup>

§ 15. Was ist aber endlich von den Annahmen in Spiel und Kunst zu halten?

MEINONG betont (S. 44), die größten Schauspieler hätten über

<sup>1</sup> Und wie der hypothetische Satz durch Funktionswechsel diese Bedeutung erhalten kann, so kann aber auch umgekehrt die Formel: Nehmen Sie an usw. nur ein rhetorischer Ersatz für den schlichten Ausdruck des primären Sinnes der hypothetischen Formel sein.

Befragen Zeugnis dafür abgelegt, daß für die echte schauspielerische Kunst vor allem erforderlich sei, „daß der Darsteller sich in die Lage des Darzustellenden versetze“, so daß die natürlichen Ausdrucksinstitute an die Stelle überlegter Absicht in der Anwendung der mimischen Mittel treten. Doch will er nicht leugnen, daß auch diese überall eine gewisse Rolle spiele, und es wohl keine schauspielerische Leistung gebe, in der nicht manches Detail durch absichtliches Erlernen erworben wäre.

Hier hätte also auch nach MEINONG — wenn ich recht verstehe — die bloße Vorstellung des darzustellenden Charakters und der zu repräsentierenden Lage ihr Recht. Aber wo in der vorhin erwähnten Weise an die Stelle der Routine die echte schauspielerische Kunst trete, da meint der Autor, hätten wir es mit der Herrschaft der „Annahmen“ im Künstler zu tun.

Ich antworte: Und warum nicht mit der Herrschaft von Urteilen, denen nur nicht völlig freier Lauf gelassen sondern immer wieder durch Verstand und Erfahrung Einhalt getan und deren volles Sichauswirken durch den Einfluß widerstreitender Urteile auf Gefühle und Wille kontrariert wird?

Die instinktiven Ausdrucksbewegungen knüpfen sich an Zustände des Interesses, und das Sich-hineinversetzen muß also ein solcher intellektueller Zustand sein, der Gefühl und Begehrung in bestimmter Weise beeinflusst. Wenn nach der Theorie von MEINONG die „Annahmen“ die Interessephänomene und Ausdrucksbewegungen eben so beeinflussen wie die Urteile, wie sollen wir glauben, daß ihnen gar nichts von dem Moment der Überzeugung beigegeben sei? Graduelle Unterschiede in der Überzeugung gibt es ja zweifellos, und daran knüpfen sich auch Unterschiede im Einfluß der betreffenden Gedanken auf unsere Gefühle und Handlungen, und zum Teil — wie wir schon gesehen haben — rechnet man eben solche Unterschiede mit zu dem, was man Überzeugungsgrade nennt. Das stärker dominierende Urteil hat gleichsam einen größeren Hofstaat von anderen Urteilen und von Gefühlen und Begehrungen um sich, die von ihm erzeugt oder beherrscht sind oder — denn es kommt nicht bloß auf die Menge sondern auch auf die Art der so beeinflussten psychischen Zustände an — es beherrscht auch vorzugsweise die praktischen und folgeschweren Interessenahmen und Entschliessungen.

Oft läßt auch das Schwanken zwischen widerstreitenden Urteilen keines ordentlich zur Herrschaft kommen und wirkt den

Menschen auch in bezug auf seine Gefühle und Begehrungen ruhelos hin und her. Die Folgen des einen Urteils für das Fühlen und Wollen hemmen und paralysieren beständig die des anderen.

Wenn aber bei dem Sichhineinversetzen des Künstlers sowie des Hörers und Zuschauers gar kein Urteilen, auch nicht der geringste Grad der Überzeugung und auch nicht für die kürzeste Zeit, vorhanden wäre, wie könnten ihre „Annahmen“ ergreifend wirken, Tränen und Jubel hervorrufen, wie könnten sie „Illusionen“ genannt werden?

TOLSTOI findet geradezu, die Gabe des echten Dichters bestehe darin, seine Gefühle in anderen mit besonderer Stärke zu erwecken. Die Lebendigkeit und Anschaulichkeit der Bilder, die der Künstler erweckt, so wie das Wohlgefallen, das sie erwecken, wirken dahin, die dargestellte Situation in gewissen Grenzen für wirklich zu halten. Wir geben uns gerne dem schönen Eindruck gefangen, wenn auch nur gleichsam auf Kündigung und für eine bestimmte Frist. Zeitweilig verläßt uns beim ästhetischen Genuß das Bewußtsein, daß das Dargestellte nicht wirklich ist. Aber freilich nur zeitweilig. Das zurückgedrängte gegenteilige Urteil, unter Umständen das Bewußtsein, daß wir es sind, welche die Illusion hervorgerufen, oder wenn dies nicht, daß wir doch die Gründe gegen deren Wirklichkeit beiseite geschoben und unseren Verstand gefangen gegeben haben, hält die Illusion in gewissen Grenzen und zerstört sie wieder.

Doch MEINONG lehrt, daß zwar auch die „Annahmen“ Gefühle und Begehrungen erwecken, aber nur Scheingefühle und -Begehrungen, etwas was mit wirklichen Gefühlen zwar eine gewisse Verwandtschaft habe, aber den Namen nicht eigentlich verdiene. Wie die „Annahmen“ ein Anerkennen und Verwerfen ohne Überzeugung, so sind nach ihm diese Scheingefühle und -Begehren solche Phänomene, bei denen es uns in keinem Grade und in keiner Weise Ernst ist. Solche Scheininteressen sollen durch die „Annahmen“ erweckt werden und die Eigentümlichkeit der im Spiel und in der Kunst mit den bezüglichen „Fiktionen“ verbundenen Gemütsregungen ausmachen.

Aber durch dieses Novum auf dem Gebiete der Gemüts- und Willenstätigkeit scheint mir — ich sagte es schon früher — die ganze Lehre nicht wahrscheinlicher sondern unwahrscheinlicher gemacht. Gefühle, bei denen uns gar nicht und auch nicht einen

Augenblick Ernst ist, sind etwas, wovon mir meine Erfahrung schlechterdings nichts zeigen will. Wohl kenne ich einen Widerstreit und Kampf, ein abwechselndes Obsiegen und Unterliegen entgegengesetzter Stimmungen und Velleitäten, und auch einen sehr raschen Wechsel der Art, welcher keines der widerstreitenden Interessen dazu kommen läßt, sich zu entfalten und voll auszuwirken. Aber nur dies heißt, scheint mir, es werde mit keinem der beiden voller Ernst gemacht, oder wenn doch schliesslich eines den Sieg davon trägt, es sei mit dem anderen kein ganzer Ernst gewesen. *Video meliora proboque, deteriora sequor.*

Das genaue Analogon davon scheint mir auf dem Gebiete des Urteils vorzukommen. Überhaupt, und in besonders bemerkenswerter Weise bei den Fiktionen und Illusionen des Künstlers und des für das Ästhetische empfänglichen Zuschauers und Hörers. Der schöne Schein nimmt unser Urteil gefangen, soweit nicht der Verstand und die entgegenstehende Erfahrung fortwährend Einsprache erheben.

Wir sind sogar von Natur geneigt, alles was uns anschaulich erscheint, fürwahr zu halten, die Farben, die Töne, die scheinbaren Größen und Bewegungen usw. Erst der erwachende Verstand, der das Widersprechende und Widerstreitende, worauf diese blinden Annahmen und Erwartungen führen, verwirft, und die fortschreitende Erfahrung, machen uns zu Skeptikern. Aber soweit diese Kritik nicht beständig Einsprache erhebt, ertappt selbst der wissenschaftlich Gebildete sich jede Weile in bezug auf die Sinnesqualitäten und räumlichen Vorstellungen als naiven Realisten und in bezug auf die Bewegungen der Gestirne als Ptolomäer. Kommt nun zu diesem Instinkt, der uns in bezug auf den Sinnenschein fortwährend zu einem naiven Realismus zu verführen bestrebt ist, die Freude an der Schönheit des Scheines hinzu, so gelingt es beiden im Vereine noch leichter die Einsprache des kritischen Verstandes zeitweilig, wie ein störendes Element, zurückzudrängen, und so stehe ich nicht an zu sagen, daß bei der echten Kunstübung und dem vollen Kunstgenuß (und die erste ist ohne den letzteren und das lebendigste Gefühl für ihn nicht möglich) wirklich ein Glauben an das Dargestellte vorkommt.<sup>1</sup> Nur ist es nicht derart allein herrschend, daß ihm

---

<sup>1</sup> Damit stimmt es, daß hervorragende Schauspieler von sich sagen, daß sie ihre Rolle auf der Bühne in einer Art hypnotischen Zustandes



die volle und dauernde Entkräftung der entgegenstehenden kritischen Urteile gelänge und kommt nicht dazu, sich nach jeder Richtung und namentlich auch nicht nach der praktischen völlig geltend zu machen. Aber daß man sich bei der Furcht im Theater „gar nicht fürchte“ wie MEINONG sagt, scheint mir allen Tatsachen zu widersprechen.

Für diese unsere Auffassung der „Annahmen“ in der Kunst und der daran geknüpften Gemütsbewegungen scheint mir unter anderem auch der Umstand zu sprechen, daß das Verhalten sog. naiver Menschen gegenüber den Darbietungen der Kunst, namentlich des Schauspiels, ein anderes ist als dasjenige der Gebildeten und Kritischen. Allgemein ist bekannt, daß bei den ersteren die sog. Illusion weit stärker zur Wirkung kommt als bei letzteren. Offenbar weil bei jenen der, von der Lebendigkeit des Bildes und dem Wohlgefallen daran getragene, Glaube an das Dargestellte weniger vom kritischen Verstande gestört und paralysiert wird. Solche Wahrnehmungen sind oft das Ergötzen des Nicht-naiven. Kürzlich erst las ich über eine Volksaufführung des Wilhelm Tell in Zürich am 17. März 1904: „Das Theater hatte ein seltsames Aussehen; wo sich sonst elegante Damen und befrackte Herren manierlich gemessen bewegen, da sah man diesmal wetterharte oder von schwerer Arbeit ausdruckslos erstarrte Gesichter — linkische Gestalten, die mit Befangenheit ihre Parkett- und Logenplätze einnahmen. Aber ein dankbareres Publikum konnte man sich für die gewaltige SCHILLERSche Dichtung nicht vorstellen. Mit welchem Enthusiasmus folgte es den Vorgängen auf der Bühne! Wie leuchteten die Augen, wenn oben irgend ein kräftiges Wort ertönte! Man sah es, daß die Leute in dem ungewohnten Prunkraum sich beklommen fühlten, daß sie sonst der Zustimmung durch laute Rufe Ausdruck geben, den Tell und die Eidgenossen aneifern, den Gessler aber niederzischen würden. Es war so schön, die naive Freude zu beobachten, mit welcher das durch keine künstlerische Rücksichten voreingenommene Volk die Vorgänge, die sich vor ihm abspielten, aufnahm — mit welchem Jubel beispielsweise der Darsteller des Tell begrüßt wurde, als er, nachdem der Vorhang über dem toten Gessler gefallen war,

durchführen. Mit dem Schritt hinter die Kulissen hört dieser und die ihm eigentümlichen Urteile auf, und es treten die der Wirklichkeit entsprechenden, die habituell stets fortbestanden haben, wieder in volle Kraft.

vor die Rampe trat. Gefsler aber tat gut, als er sich durch das Klatschen nicht verleiten liefs, sich dem Publikum zu zeigen; er wäre nicht gut aufgenommen worden. — Diese Naivität war köstlich und — sie bedeutet den größten Triumph für die Festvorstellung der populärsten aller SCHILLERSchen Dichtungen.“

Hier scheinen mir mehr als Scheinurteile oder Urteile ohne jede Überzeugung im Spiele gewesen zu sein.<sup>1</sup>

Doch wird MEINONG vielleicht dem gegenüber das Zugeständnis machen, dafs seine „Annahmen“ zeitweilig in Urteile übergehen und hinzufügen, eben dies sei aber leichter denkbar, als dafs die blofse Vorstellung in ein Urteil übergehe, weil zwischen seinen „Annahmen“ und Urteilen eine gröfsere Verwandtschaft bestehe.

Allein auch dieses letztere Argument, das der Autor wirklich gelegentlich zu seinen Gunsten geltend macht, kann ich nicht triftig finden. Da den „Annahmen“ gar nichts von Überzeugung eigen sein, da sie nur „Scheinurteile“ sein sollen, entsteht durch das wirkliche Urteil ebenso etwas wesentlich Neues, wie wenn an die Stelle der Vorstellung eines Urteilsinhaltes ein wirkliches Urteil tritt. Und an aller Verwandtschaft fehlt es ja auch zwischen diesen nicht. Nur bedarf MEINONG im Vergleich zu uns noch eines besonderen Annahmetriebs, um zu erklären, wie es zu den Annahmen im Gebiete der Kunst kommt. Aber wenn dieser Trieb die Freude am Schönen im weitesten Sinne sein soll, so vermag dieses selbe Motiv nicht blofs zu erklären, wie wir Vorstellungen davon in uns hegen und erwecken sondern — was früher schon bemerkt wurde — auch dafs wir uns urteilend dem gefälligen Schein in gewissen Grenzen gläubig hingeben.

Was von der Kunst des Erzählers, des Dramatikers und Lyrikers und von dessen empfänglichen Hörern gilt, das gilt aber auch schon vom spielenden Kinde. Von dem Mädchen, das sich als Amme oder Hausfrau und die Puppe als Kind und

---

<sup>1</sup> Den Ausfall dieses Plus an naiver Freude deckt beim Gebildeten die Freude an der Nachahmung als solcher (man vgl. über die Wichtigkeit dieses Moments beim ästhetischen Genufs die bezüglichen Bemerkungen bei PLATO und ARISTOTELES), sowie an der Technik des Kunstwerks und anderem. Jedenfalls ist der ästhetische Genufs etwas ziemlich Kompliziertes und seine Erklärung wohl nicht so einfach wie MEINONG hier zu glauben scheint.

als Besuch auffasst, von den Knaben, die Räuber oder Krieg u. dgl. spielen.<sup>1</sup>

MEINONG meint auch hier, es lasse sich nicht annehmen, daß das Kind, welches so tut als ob es sich für die Wärterin der Puppe hielte, dies wirklich urteile d. h. glaube. Aber andererseits scheint es ihm auch zu wenig zu denken, daß es sich um ein bloßes Vorstellen jener Urteilsinhalte handle. Die richtige Mitte sei die Lehre, daß auch hier Scheinurteile, „Annahmen“, vorliegen.

Doch als völlig entscheidenden Beweis dafür weiß er eigentlich nur etwas schon Bekanntes anzuführen, nämlich, daß auch Negatives in diesen kindlichen Fiktionen vorkomme, wie z. B. wenn ein Knabe voraussetzt, daß er als Siegfried unverwundbar sei u. dgl. Wir haben uns aber bereits überzeugt, in welchem Sinne solche Negativa über das Vorstellungsgebiet hinausführen und nicht, und danach ist dieser Hinweis nicht zwingend. Überhaupt sehe ich beim Spiele der Kinder nirgends etwas, was sich nicht aus Vorstellungen (darunter natürlich auch Vorstellungen von Urteilsinhalten) und aus wirklichen Urteilen erklärte. Letztere sind — ähnlich wie beim Künstler und Kunstgenießenden — Urteile gleichsam auf Kündigung und ohne volle Herrschaft über die Seele.

Und auch hier spricht für unsere Auffassung der Umstand, daß bei besonders impressionablen Kindeseeleu dieser Glaube ein lebendigerer und ernstlicherer ist als bei anderen. Daß, während in einem Fall der kritische Verstand immer wieder leicht selbst die nötige Korrektur vornimmt und Halt gebietet, wenn die Illusion zu weit gehen will, andere Individuen durch fremde Hilfe aus dem Versunkensein in dieselbe gerissen werden müssen um nicht einmal Schein und Wirklichkeit in verhängnisvoller Weise zu verwechseln. Jeder, der hier Beobachtungen macht, wird sich überzeugen, mit welcher Leichtigkeit manche Kinder, die eine besondere Freude am Spiele entwickeln, sich in den Glauben an die bezüglichen Illusionen, z. B. an ein wirkliches Leiden und Handeln der Puppe, als deren Krankenpflegerin oder Erzieherin usw. sie sich fühlen, einleben; wie die Illusion bis zur Erzeugung von Zwangsvorstellungen Macht über

---

<sup>1</sup> Die Spielfreude ist auch darin der ästhetischen verwandt, daß auch sie zum Teil eine Freude an der Nachahmung ist.

das psychische Leben der Kleinen zu gewinnen imstande ist, und diese ganz betrübt und böse werden können, wenn man Zweifel an der Wirklichkeit ihrer Spielphantasien äußert und sich nicht auf ein denselben entsprechendes Verhalten und Handeln einlassen will.<sup>1</sup>

---

So scheinen mir denn alle wesentlichen Tatsachen, die Meinong für seine Theorie von einer neuen Klasse von psychischen Beziehungen, den „Annahmen“ anführt, auch ohne sie, ja besser ohne sie begreiflich, und darum habe ich beim Entwurfe der Grundzüge der deskriptiven Bedeutungslehre, welche meine demnächst erscheinenden Beiträge zur allgemeinen Grammatik und Sprachphilosophie bieten wollen, keinerlei Gebrauch von ihr gemacht.

---

<sup>1</sup> Vgl. lehrreiche Erfahrungen dieser Art, gesammelt bei J. SULLY, Untersuchungen über die Kindheit. Deutsch 1904.

*(Eingegangen am 3. Juni 1905.)*

---